



Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke · Prof. Dr. Christoph Friedrich

ISSN 0939 - 334X · Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart

54. Jahrgang · Dezember 2002

4

Die Miltenberger Apotheker in Kurmainzer Zeit – Vom Dienstbrief zum Privileg*

Die Entwicklung des Apothekenbetriebsrechtes vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

→ Von Clemens Stoll, Aschaffenburg ←

Die Apothekerordnung für Mainz und das Erzstift von Albrecht II. von Brandenburg im 16. Jahrhundert

Der in fast allen Städten aussichtslose Kampf gegen Seuchen wie Cholera, Typhus und Pest sowie

die politischen Unruhen im Vorfeld der Reformation veranlassten auch kleinere Staatswesen, die innere Ordnung ihres Territoriums zu stärken und zu schützen. Albrecht II. von Brandenburg, seit 1513 Erzbischof von Magdeburg

und Administrator von Halberstadt, ab 1514 auch Erzbischof von Mainz, begann unmittelbar nach seiner Amtsübernahme mit der Durchsetzung der schon von seinen Vorgängern entwickelten Plänen zum Aufbau der Verwaltung und erließ erstmals eine Medizin- und Apothekerordnung nebst Taxe. Die Urkunde trägt kein Datum und keine Angabe über den Erlassort. Die Herausgabe fand wohl zwischen 1515 und 1520 statt¹.

* Vortrag, gehalten anlässlich einer Veranstaltung der Volkshochschule Miltenberg in Verbindung mit Herrn Apotheker Karl Enk, Alte Stadt-Apotheke in Miltenberg, am 27. September 2001 – gekürzte Fassung

→ EDITORIAL ←

Wir bitten um Ihr Verständnis!

Der Flieger steht eine Stunde lang auf dem Rollfeld: „Wir bitten um Ihr Verständnis!“, die Deutsche Bahn hat Verspätung: „Wir bitten um Ihr Verständnis!“, die Autobahn ist wegen einer Baustelle verstopft: „Wir bitten um Ihr Verständnis!“. So viel Verstand kann doch kein Mensch haben! Und wer sind „Wir“? Die Aktionäre der Fluggesellschaft, der Bahnchef, das Landesbauamt? Oder die freundliche Stewardess, der hilflose Zugbegleiter, der schwer schaffende Bauarbeiter? Oder sind „Wir“ vielleicht wir selbst? Wir haben unsere Republik so eingerichtet wie sie ist und müssen versuchen, in ihr zu leben. Wir

haben durch die Wahlen stets die grobe Richtung für die Parteien vorgegeben – die Feinarbeit kam aber immer nach den Wahlen. So auch jetzt. Es geht der öffentlichen Apotheke an den Kragen: Geschäftsaufgaben durch die Inhaber und Entlassungen vieler Mitarbeiter werden befürchtet. Die oft beschworene „flächendeckende Versorgung der Bevölkerung mit Arzneimitteln“ aus der Apotheke wird – so die Unkenrufe – bald nicht mehr möglich sein. Arzneimittel-Internethandel, Reimporte und Co. lassen grüßen. Arzneimittelsicherheit ade! Historiker kennen aus der Geschichte viele Beispiele, die zeigen wohin es führt, wenn Arzneimittel am Apotheker vorbei

durch „Unbefugte“ abgegeben werden. Der Staat trat früher jedoch immer wieder für die Institution Apotheke ein, aber heute spricht man von der „Liberalisierung“ des Arzneimittelverkehrs, meint aber nur „Kosteneinsparung“. Erst wenn der nächste große Arzneimittelskandal kommt, weiß man, was man verloren hat. Aber bis dahin „bitten Wir um Ihr Verständnis“ und „danken für Ihre Mitarbeit“. Trotz allem wünscht Ihnen die Redaktion der „Geschichte der Pharmazie“ ein geruhiges Weihnachtsfest und ein gutes (?) Jahr 2003!

Wolf-Dieter Müller-Jahncke und
Christoph Friedrich

Die Ordnung nennt eine Reihe neuer Bestimmungen: Die Apotheker bedurften nun zum Betrieb einer Apotheke jeweils einer behördlichen Genehmigung, wobei eine Niederlassungsbeschränkung nicht erwähnt wird. Ferner habe der Apotheker bei der Herstellung von Arzneimitteln eine besondere Sorgfalt zu beachten und in der Offizin ständig anwesend zu sein. Es folgen Hinweise auf die Abgabe „treibender Mittel“ (so genannte Drastica) und Gifte sowie das Abgabeverbot von Abtreibungsmitteln und Quecksilber an Landfahrer und die Auflage für die Apotheker, die Pfuscher anzuzeigen.² Der Erlass enthält auch eine Liste von Artikeln, deren Verkauf ausschließlich auf die Apotheken beschränkt wurde. Ferner wird vorgeschrieben, dass die Herstellung von Arzneimitteln gemäß der Antidotarien von Mesuë und Nicolaus (11./12. Jahrhundert) zu erfolgen habe.³ Erstmals werden auch Visitationen der Apotheken angeordnet, die jeweils „von doctores und andere darübergesetzte“ vorzunehmen sind. Der zweite Teil der Ordnung enthält Vorschriften zur Aufbewahrung der Arzneimittel und ihre besondere Herstellung.⁴ Es folgt dann eine Taxe, die jedoch nicht überliefert ist. Eidesleistung wird hier nicht erwähnt.

Die erste Apotheke in Miltenberg

Am 6. Oktober 1514 leistete ein namentlich nicht bekannter Apotheker vor dem Rat der Stadt den Diensteid.⁵ Dieser stellte die Bedingung, dass dem Heilmittelverkauf der „Störger“ (mfr. „Landfahrende Leute“), der alten Weiber und der Krämer Einhalt geboten würde. Seitens des Stadtrates heißt es hierzu, dass bei kranken Kindern alte Weiber bisweilen einen Rat geben könnten. Die Krämer jedoch dürften nicht solche Waren halten, deren Abgabe an

die Bevölkerung dem Apotheker zustünde. Der eidesleistende Apotheker erklärte darauf, er habe schon „tausend Gulden auf seine Apotheke verwendet“. Aus dem Text dieser Urkunde wird einerseits der öffentlich-rechtliche Status zwischen dem Apotheker und dem Rat der Stadt deutlich, durch den zwar die Verpflichtungen zur Sicherstellung einer ordnungsgemäßen Arzneimittelversorgung der Bevölkerung ersichtlich sind, andererseits aber für den gesetzlich bestellten Arzneimittelfachmann auch die Möglichkeit bestand, wirtschaftlich nötige Einwendungen vorzubringen. Solche Verhandlungen gleichberechtigter Vertragspartner waren schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in vielen Städten Süddeutschlands üblich. Die hierbei erteilten Erlaubnisse werden als Dienstbriefe bezeichnet.⁶ Die Dienstbriefe als Apothekenbetriebslaubnisse galten grundsätzlich auf Lebenszeit. Die durch Albrecht II. von Brandenburg zwischen 1515 und 1520 eingeführte Mainzer Apothekerordnung enthielt nun die eidliche Verpflichtung nicht mehr.

Die Apothekerordnung von Johann Schweikard von Kronberg (1605–1618) und der Beginn des Medizinalwesens

Das in elf Kapitel eingeteilte Werk ist nicht nur den Ärzten und den Apothekern gewidmet, sondern auch den Zuckerbäckern (vor allem wegen ihrer Beteiligung an der Zubereitung zuckerhaltiger Arzneimittel wie Zeltchen und Morsuli), ferner den Wurzelgräbern, Kräuterweibern und Hebammen. Somit sind hier alle Berufszweige aufgeführt, die zum Medizinalwesen gehörten und nun von vereidigten Ärzten zu beaufsichtigen waren. Dadurch kam es zur Bildung von Physikaten, die später an die Stadt- und Landgerichtsbe-

zirke angeschlossen wurden. Die zunächst nur in Aschaffenburg und Miltenberg eingesetzten Stadtärzte hatten gemäß der neuen Ordnung auch die Apotheken zu visitieren. Es folgen ausführliche Bestimmungen über die Bezahlung der Apotheker und Ärzte.⁷

In der Ordnung wird erstmals eine Beschränkung der Apothekenzahl erwähnt, die auch die Tatsache bestätigt, dass bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in der Stadt Mainz nur drei Apotheken und im gesamten Untermainbezirk lediglich vier Apotheken niedergelassen waren.

Die Miltenberger Apotheke im 17. Jahrhundert

Im Jahre 1609 wird der Apotheker Franz Flicker als Trauzeugen im Ehevertrag des Doktors der Medizin Jodocus Hartlieb mit der Witwe des verstorbenen Arztes Dr. Melchior Weiss urkundlich vermerkt.⁸ Weitere Angaben über Franz Flicker sind nicht bekannt. Sein Nachfolger scheint Apotheker Franz Körner zu sein, über dessen Herkunft und den Zeitpunkt seiner Apothekenübernahme keine Unterlagen vorliegen. Er wird erstmals durch einen Eintrag im Gerichtsbuch der Stadt am 21. Juli wegen seiner Klage gegen den Apotheker Nikolaus Giseit bekannt.⁹

Giseit war zunächst in Körners Apotheke tätig und hatte vermutlich im Jahre 1617 eine eigene Apotheke errichtet. Eine behördliche Erlaubnis hierzu ist bisher nicht bekannt, doch bestätigen Einträge in den Gerichtsakten das Vorhandensein der „neuen“ Apotheke. Nach mehreren Gerichtsterminen,¹⁰ bei denen Zeugenaussagen und Gutachten von Apothekern aus Aschaffenburg und der Reichsstadt Worms geprüft wurden, kam es nach einem zweijährigen Verfahren am 6. März 1619 zu

folgendem Urteil: „Die Forderung Körners nach Niederlegung der Apotheke wird zurückgewiesen.“¹¹ Körners Anwalt appellierte nun an den Erzbischof Johann Schweikard in Mainz wegen Niederlegung der Apotheke des Nikolaus Gisceit.¹² Der Widerspruch erscheint zunächst berechtigt, denn Johann Schweikard hatte in seiner Apothekerordnung von 1605 und 1618 erstmals eine Beschränkung der Apothekenzahl eingeführt, worauf sich Körners Anwalt gestützt zu haben scheint. Die Kurmainzische Apothekerordnung von 1618 enthält jedoch einen Zusatz, der lautet, dass bei „merklichen“ Mängeln nicht nur die betreffende Person, also der Apotheker, zu bestrafen, sondern auch dessen Apotheke zu schließen sei.¹³ Das Ergebnis dieser Klage ist nicht bekannt. Die juristische Behandlung dieses Falles ist jedoch von besonderem Interesse, weil

sich hier erstmals ein kurfürstliches Gericht mit der Frage einer Apothekenschließung zu beschäftigen hatte. Womöglich war Körners Apotheke bereits entsprechend beanstandet worden. Weil jedoch die einzige Apotheke in Miltenberg und Umgebung nicht ohne Nachteile für die Bevölkerung geschlossen werden konnte, ergab sich nun durch die Zulassung einer zweiten Apotheke, für Apotheker Nikolaus Gisceit, um 1617 auf diese Weise eine Möglichkeit zur Sicherung der Arzneimittelversorgung in der Stadt Miltenberg und Umgebung. Die Apotheke Jakob Körners scheint bei dessen Tod (ein Datum fehlt) tatsächlich in keinem guten Zustand gewesen zu sein, denn am 4. Juli 1633 ersuchte laut Kontraktbuch der Apothekergeselle Friedrich Schürger um das Bürgerrecht der Stadt und erbot sich, die Witwe Jakob Körners zu heiraten.

Gleichzeitig versprach er, deren „verfallene Apotheke“ zu renovieren.¹⁴ Wenn auch in den Akten keine Betriebserlaubnis für Friedrich Schürger vorliegt, so muss dieser doch eine Prüfung als Apotheker bestanden und eine Betriebsgenehmigung erhalten haben. Die Apotheke war nach der Wiederverheiratung der Witwe Körners in den Besitz Friedrich Schürgers übergegangen, dem dann nach deren Konkurs am 8. Mai 1657 noch das Haus als Eigentum verblieb.¹⁵ Damit hatte die „alte“ Apotheke der Stadt Miltenberg ihr Ende gefunden.

Die „neue“ Apotheke der Familie Gisceit in Miltenberg

Gründer der „neuen“ Apotheke war wie bereits berichtet Nikolaus Gisceit aus Amorbach.¹⁶ Er verbrachte seine Lehrjahre in der Schwanen-Apotheke in Aschaff-

Tab 1: Die Miltenberger Apotheker von 1514 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

	Die „erste“ Apotheke	Die „neue“ Apotheke
1514	Dienstbrief für ersten Apotheker (Anonymus)	
1609	Franz Flicker, Apotheker	
1617	Jakob Krämer, Apotheker	Nikolaus Gisceit (I), Apotheker
1628		Verwalter, dann Sohn Nikolaus Gisceit (II), Apotheker
1633	Friedrich Schürger, Verwalter, Apotheker?	
1653		Hans Georg Kolb, Apotheker, ∞ mit Witwe des Nikolaus Gisceit (II)
1657	Friedrich Schürger, Konkurs, Apotheke geschlossen	Johann Jost Gisceit (III), Apotheker, Stiefsohn des Hans Georg Kolb
1667	Eine weitere Apotheke	
1682	Franz Nicklas Bernardi, Apotheker	
1698	Bernardi verkauft Apotheke an Gisceit (III), dann geschlossen	
1701		Freiheitsbrief für J.J. Gisceit (III), Exklusiv-Privileg
1706		Neubau der „Einhorn“-Apotheke
1708		Georg Gisceit (IV), Sohn, Apotheker
1730		Verwalter, später Johann Adam Joseph Gisceit (IV) Sohn, Apotheker
1750		Johann Ernst Werling, Apotheker
1775		Ignaz Mainino, Apotheker, Schwiegersohn des Johann Ernst Werling
1784		Ignaz Thyri, Apotheker, Pächter ∞ vermutlich mit Witwe Maininos
1798		Johann Andreas Dietz, Pächter, Provisor
1804		Anton Blau (Blauw), Apotheker

burg bei dem Hofapotheker Georg Reifschneider und war dann zunächst bei Jakob Körner in der Apotheke zu Miltenberg tätig.¹⁷ Er heiratete am 11. April 1617 Maria Kumpf aus Kilsheim¹⁸ und kaufte wahrscheinlich mit deren Mitgift ein Haus im Wert von 350 Gulden, in dem er dann seine Apotheke errichtete. Eine Klage von Jakob Körner mit der Forderung auf „Niederlegung“ der Apotheke konnte er mit Erfolg abwehren. Gischeit (I) war Vater von vier Kindern, von denen Sohn Nikolaus Gischeit (II), geboren am 6. Dezember 1620, den Apothekerberuf erlernte. Vater Nikolaus Gischeit (I) verstarb im Jahre 1628.¹⁹ Sohn Nikolaus Gischeit (II) führte die Apotheke (vorher muss sie verwaltet worden sein) und heiratete am 11. Juli 1639 Dorothea Schmitt, die Tochter des Ratsmitglieds Hans Schmitt (Schmidt).²⁰ Wann Nikolaus Gischeit (II) verstarb, ist nicht bekannt. Seine Witwe Dorothea heiratete vermutlich vor 1653 den Apotheker Hans Georg Kolb aus Heidelberg, der 1653 die Apotheke als Besitzer übernahm und diese dann im Jahre 1667 seinem Stiefsohn Johann Jost Gischeit übergab.²¹ Johann Jost Gischeit (III) wurde am 2. Dezember 1644 geboren. Er erlernte den Apothekerberuf und heiratete²² im Jahre 1669 oder 1670 Juliane, die Tochter des Kellers Johann Heinrich Mospach von Nagelsberg. Gischeit (III) erhielt 1667 von der Mainzer Regierung die alleinige Betriebserlaubnis für die Apotheke in Miltenberg und Umgebung.²³ Eine Urkunde liegt nicht vor, sodass nicht zu beurteilen ist, ob hier bereits ein Exklusivprivileg vorlag. Auch dem Apotheker Johann Jost Gischeit (III) blieb die Eröffnung einer zweiten Apotheke durch seinen bisherigen Mitarbeiter nicht erspart. Trotz des im Jahre 1667 Gischeit (III) gewährten alleinigen Betriebsrechtes erteilte Kurfürst und Erzbi-

schof Franz Anselm von Ingelheim im Jahre 1682 an Franz Nicklas Bernardi die Erlaubnis zur Errichtung einer zweiten Apotheke in Miltenberg. Bernardi war hierzu „von der Bürgerschaft aufgemuntert worden“ und eröffnete seine Apotheke in dem von ihm am 16. Dezember 1682 für 715 fl. erworbenen Haus.²⁴ Diese zweite Apotheke erwies sich jedoch wegen des zu geringen Bedarfs in der Stadt, aber auch wegen der Eröffnung je einer Apotheke in Michelstadt (1678) und in Amorbach (1698) als wirtschaftlich nicht tragbar.²⁵ Bernardi verkaufte im Jahre 1698 an Gischeit (III) das Haus mit Apotheke: „alles das, ausser dem Tisch, Schupladen und dem Gehäuß zu den genannten Schupladen“, um 925 Gulden. Bernardi verzog nun nach Heidelberg,²⁶ während Gischeit (III) die Apotheke schloss. Damit erfuhr die zweite Apotheke dieses Mal ihre endgültige Schließung. Im Jahre 1699 hinterlegte Johann Jost Gischeit (III) ein von ihm selbst geschriebenes Testament mit der Bitte, „dies zu agnostizieren“. ²⁷ Gischeit (III) wird im Kontraktbuch der Stadt als Ratsmitglied seit 1675/76 geführt. Er war Rentmeister (Bürgermeister): 1679, 1688, 1701 und Baumeister (2. Bürgermeister): 1677; 1686 und 1699 sowie 1685 war er zum Waldmeister gewählt worden.²⁸ Er hatte als Erbe aus väterlichem Besitz ein beträchtliches Vermögen, nämlich: mehrere Häuser und mehrere Gärten und Wiesen übernommen. Johann Jost Gischeit (III) war nicht nur Apotheker, sondern auch ein begabter und äußerst aktiver Kaufmann als Holz- und Fassdaubenhändler und nicht zuletzt ein engagierter Kommunalpolitiker.²⁹ In Mainz hatte nach dem Tod des Kurfürsten Franz Anselm von Ingelheim im Jahre 1695 Lothar Franz von Schönborn die Nach-

folge als Kurfürst und Erzbischof übernommen, der als ein Förderer der Mainzer Universität und vor allem der Medizinischen Fakultät bekannt wurde.³⁰ Auch gründete er um 1700 das Gymnasium in Miltenberg. Lothar Franz versuchte nun, die nicht deutlichen rechtlichen Grundlagen des Miltenberger Apothekenbetriebes zu klären und bestätigte die Apothekenrechte in dem „Freyheitsbrief vor den Apotheker zu Miltenberg vom 1. August 1701 für Johann Jost Gischeit und seine Erben, wie sie bereits in anno 1682 Franz Nicklas Bernardi erhalten“ hatte.³¹ Das Gesuch um die Erlaubnis zur Errichtung einer zweiten Apotheke wird abgelehnt, weil in dem „geringen Städtchen“ in Miltenberg keine zweite Apotheke nötig sei.³²

FREYHEITSBRIEF VOR DEN APOTECKER ZU MILTENBERG³³ (Transkription)

Demnach bey dem Hochwürdigsten Fürsten undt Herrn, Herrn Lotharius Frantzen des Heyl[igen] Stuels zu Maintz Ertzbischoffen des Heyl[igen] Röm[ischen] Reichs durch Germanien Ertzkantzlars und Churfürsten, auch Bischoffen zu Bamberg etc., Unserem gnädigsten Herrn, Johann Jost Giphert, des Raths und Apotheker zu Miltenberg, Underthängigst supplicando einkommen und vorgebracht, Ob zwar hiebevorn in anno 1682 Franz Nicklas Bernardi die Freyheit erhalten, nebenst Ihrer auch eine und die zweyte Apothecken daselbst aufzurichten, Underdessen aber noch zwo andere in zelibiger gegendt, als eine zu Michelstatt, und die andere zu Amorbach newerlich seyen eingeführt worden, wodurch Ihnen beeden die Nahrung dermassen war entzogen worden, dass er Bernardi fernerhin allda zu substitiren nicht getrauet, sondern Vor einen halben Jahr von dannen und nachher Heydelberg sich begeben hat-

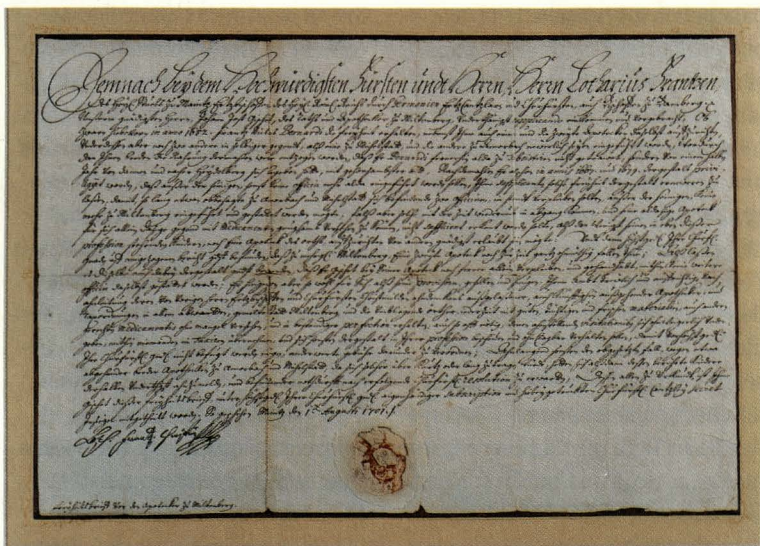


Abb. 1: Der „Freyheitsbrief vor den Apothecker zu Miltenberg“. Das Original befindet sich in der Alten Stadt-Apotheke zu Miltenberg. Mit freundlicher Genehmigung der Familie Karl Enk.

te, mit gehorsambster Bitt, Nachdemahlen Er also in annis 1667 und 1679 dergestalt privilegyrt worden, dass außer der seinigen, sonst keine officin mehr alda eingeführt werden sollen, Ihne supplicant solche Freyheit dergestalt erneuern zu lassen, damit, etwan obbesagte zu Amorbach und Michelstatt sich befindende zwo officinen, im standt verblieben sollten, außer der seinigen, keine mehr zu Miltenberg eingeführt und gestattet werden mögte, fals aber solche mit der Zeit wiederrumb in abgang kommen, und seine aldasige Apoteck für sich allein dasige gegend mit Medicamenten genugsamb versehen zu können, nicht sufficient erkennt werden sollte, alsdann Wenigst seinen in eben dieser profession stehenden Kindern, noch keine Apoteck des orths aufzurichten Vor anderen gnädigst sein mögte: Und dann höchstgn[ä]d[ig]l[iche] Ihre Churf[ürstlichen] Gnaden uff eingezogenen Bericht gut befinden, dass zu mehrgl[eichig] [?] Miltenberg Eine zweyte Apoteck noch zur Zeit gantz ohnnöthig fallen thue; Als lassen es Dieselben auch dabey dergestalt gnädigst bewenden, dass Er Gipheth bei seiner Apoteck noch ferner allein verplei-

ben, und gehandhabt, mithin keine weitere officin daselbst gestattet werde; Er hingegen aber sowohl für Sich als seine provisoren, gesellen und Jungen, Ihrem Ambt treulich und aufrichtig, nach ahnleitung deren Von Vorigen Herrn Ertzbischoffen und Churfürsten Christmilden ahndenkens ausgelassener, auch künftighin ausgehender Apothecker = und Taxordnungen in allem abwarten, gemelte Statt Miltenberg und die umliegenden örther ieder Zeit mit guten und frischen materialien, auch anderen gerechten medicamentis ohne Mangel versehen, und in bestendiger perfection erhalten, auch so oft nötig, denen anstellenden visitationibus sich ohnweigerlich untergeben, mithin niemanden im Taxiren übernehmen, und sich sonst dergestalt in Ihrer profession bescheiden und ohnklagbar Verhalten sollen, damit vorhöchstgn[ä]d[ig]l[iche] Churfürstlichen Gnaden nicht befugt werden mögen, anderwerte gebühr darunder zu verordnen; anlangend sonst den obgesetzten fall, wegen etwa abgehender beeder Apothecken zu Amorbach und Michelstatt, da sich solcher über Kurtz oder lang zutragen würde, haben sich als dann dessen

berührte Kinder derhalben Untherhängigst ahnzumelden, und befindender nothdurft nach erfolgende Churfürstliche resolution zu erwarten. Dessen Allen zu Urkundt ist Ihne Gipheth dieser Freyheitsbrief unter höchstgnädiger Ihrer Churfürstlichen Gnaden eigenhändiger subscription und hiebeigetruckten Churfürst. Cantzley Secret Insigelt mitgetheilt worden.
So geschehen Maintz den 1. August 1701. Loth[ar] Frantz, Churfürst.
L. S.
Freyheitsbrief Vor Den Apothecker Zu Miltenberg

Der „Freyheitsbrief vor den Apothecker zu Miltenberg“ und seine Privilegien

Ein Freiheitsbrief stellt in Form und Inhalt eine seit dem Mittelalter von Inhabern einer öffentlichen Gewalt, zum Beispiel Kaisern und Königen, später auch Reichsstädten und Territorialfürsten, verwendete Urkunde dar, in der verschiedene Privilegien wie Freiheit von bürgerlichen Pflichten: Wehr- und Steuerpflicht, Wachpflicht und anderen Pflichten, bestätigt wurden. Die in den kaiserlichen Kanzleien entwickelte gotische Schrift wandelte sich im 16. und 17. Jahrhundert vor allem im deutschen Sprachraum zu schwungvollen barocken, schwer lesbaren Formen. Im 18. Jahrhundert setzten sich dann nüchternere Formen mit teilweise veränderten Buchstaben durch, wie der vorliegende „Freiheitsbrief“ von 1701 zeigt (siehe Abb. 1).
Der Text der Urkunde beginnt mit der Erwähnung von Einzelheiten aus dem Gesuch des Apothekers Johann Jost Gipheth [Gischeit], der bereits 1667 und 1679 von der kurfürstlichen Regierung in Mainz „die Freiheit“ erhalten hatte, „dass außer der seinigen, sonst keine officin mehr alda eingeführt werden soll“. Nun habe „in

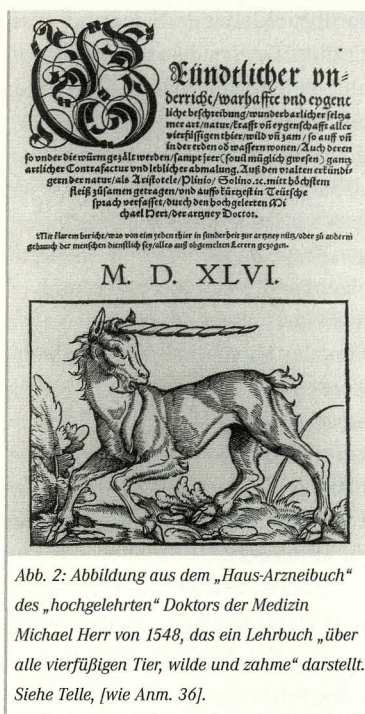


Abb. 2: Abbildung aus dem „Haus-Arzneibuch“ des „hochgelehrten“ Doktors der Medizin Michael Herr von 1548, das ein Lehrbuch „über alle vierfüßigen Tier, wilde und zahme“ darstellt. Siehe Telle, [wie Anm. 36].

anno 1682“ auch Franz Nicklas Bernardi die „freiheit“ erhalten, eine zweite Apotheke zu errichten. Unterdessen seien jedoch in der Gegend von Miltenberg zwei weitere Apotheken, in Michelstadt³⁴ und Amorbach [von Gischeit], eröffnet worden, weshalb sich der Nahrungsstand für die beiden Miltenberger Apotheken beträchtlich verringerte und Bernardi sich zum Verkauf seiner Apotheke an Gischeit gezwungen sah und nach Heidelberg verzog. Gischeit, der die Apotheke geschlossen hatte, richtete nun ein Gesuch an Kurfürst Lothar Franz mit der Bitte um nochmalige Bestätigung seines bereits vorhandenen Privilegs und wies darauf hin, dass eine zweite Apotheke in Miltenberg unnötig sei. Mit der Urkunde vom 1. August 1701 erteilte Kurfürst und Erzbischof Lothar Franz von Mainz an Johann Jost Gipheth (Gischeit), Apotheker und Ratsherr in Miltenberg, das Recht, „dass er bei seiner Apotek noch ferner allein verpleiben... und mithin keine weitere officin daselbst gestattet werde“. Um jeden Zweifel auszuschließen, erhielt Gipheth (= Gischeit III) jetzt

das „privilegium exclusivum“ nochmals und ausdrücklich zugestanden. Dazu wird von ihm verlangt, er habe „mit der Ahnleitung“ künftig die bereits erlassenen Apotheker- und Taxordnungen einzuhalten und die Stadt Miltenberg und die Umgebung jeder Zeit „mit guten, tüchtigen Materialien, auch anderen gerechten medicamentis ohne Mangel“ zu versehen und die notwendigen „visitationes“ zuzulassen und niemanden beim Taxieren zu „übernehmen“, damit „Ihre Churfürstlichen Gnaden“ sich nicht veranlasst sehen, eine andere, darunter liegende Gebühr zu verordnen. Bezüglich etwaiger Veränderungen bei den beiden Apotheken in Michelstadt und Amorbach, falls sich solche über kurz oder lang zutragen sollten [etwa Erbfall?], haben sich die davon betroffenen Kinder „dieserhalben untertänigst zu melden“ und nach Überprüfung die nachfolgende Kurfürstliche Entscheidung abzuwarten. Diese Anweisung, die offenbar die Nachfolge in der Leitung der Apotheken betrifft, ist als Vorbehalt der kurmainzischen Regierung bei der Vergabe einer neuen Betriebserlaubnis zu verstehen. Der „Freiheitsbrief“ von 1701 zeigt damit, dass Privilegien in erster Linie Betriebserlaubnisse darstellten, die jeweils für eine bestimmte Person erteilt wurden und der Nachfolger nach Prüfung seiner fachlichen Ausbildung und persönlichen Voraussetzungen eine neue Bewilligung erhielt. Die Zulassung einer zusätzlichen Apotheke blieb in Miltenberg ausgeschlossen, jedoch mit dem Vorbehalt, dass die Versorgungslage der Bevölkerung in der Stadt und in der Umgebung eine zweite Offizin nicht erfordere. Im Unterschied zu den von städtischen Behörden ausgestellten Dienstbriefen beruhten die Apothekenprivilegien und die damit verbundenen Exklusivrechte auf einem besonderen Staatsakt, auf

Grund dessen das einer Person verliehene Recht nunmehr vererblich und später auch veräußerlich war. Solche Privilegien wurden im 19. Jahrhundert nicht mehr erteilt und gingen in sogenannte Realrechte über, die mit Grund und Boden verknüpft waren und damit von dauerndem Bestand wurden.³⁵ Darüber hinaus bedeutete die Verleihung von Privilegien auch eine Demonstration obrigkeitlicher Macht des Landesfürsten, ein Selbstverständnis, das sich in den absoluten Monarchien noch im 19. Jahrhundert fortsetzte. Die mit dem Freiheitsbrief verbundene Apothekerordnung enthielt für den Apotheker folgende Pflichten und Rechte:

1. Das Privileg wurde im Interesse des Gemeinwohls, das heißt zur bestmöglichen Arzneimittelversorgung der Bevölkerung erteilt.
2. Zur Erhaltung des Nahrungsstandes erhielt der Apotheker das alleinige Recht zum Betrieb einer Apotheke in der Stadt und Umgebung.



Abb. 3: Die Fassade der ehemaligen „Einhorn-Apotheke“, heute „Alte-Stadtapotheke“ in Miltenberg. Die Vorderseite des „Apotheken-Transparenthes“ neben dem linken Schaufenster zeigt ein stilisiertes Einhorn als Hinweis auf die ehemalige Firmenbezeichnung „Zum Einhorn“ (Foto: Karl Enk, 2002).

3. Der Apotheker wurde verpflichtet, nur gute, frische und wirksame Medikamente zu verabreichen.
4. Der Apotheker hatte Visitationen durch die Behörde zuzulassen und diese dabei zu unterstützen.
5. Zur Gewährleistung einer gerechten Bezahlung der Arzneimittel ohne Übervorteilung war die bereits bestehende Taxe (von 1605/1618) einzuhalten. Bei Überschreitung der vorgeschriebenen Preise drohte die kurfürstliche Regierung darunterliegende Preise vorzuschreiben.
6. Die Apotheke war nunmehr vererblich (später auch verkäuflich). Die Erben (oder die Käufer) der Apotheke hatten zur Ausübung des Apothekerberufes eine entsprechende Ausbildung vorzuweisen und sich bei der kurfürstlichen Regierung in Mainz um die Zulassung der Betriebserlaubnis zu bewerben. Diese wurde dann nach Prüfung vom Kurfürsten erteilt. Die Genehmigung zur Eröffnung einer weiteren Apotheke in Miltenberg blieb ausgeschlossen, jedoch mit dem Vorbehalt, dass die Arzneimittelversorgung der Bevölkerung in der Stadt und in der Umgebung gewährleistet blieb.

Die Miltenberger Apotheke erhielt in dieser Zeit auch die Erlaubnis zur Führung des Firmennamens „Stadtapotheke zum Einhorn“³⁶ (siehe Abbildung 2).

Am 14. Mai 1698 muss Johann Jost Gischeit (III) die Apotheke in Amorbach eröffnet haben.³⁷ Eine Urkunde ist nicht vorhanden. Als Beitrag zur Erneuerung der Stadt Miltenberg, die um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert mehr als 1700 Einwohner zählte und damit größer als Aschaffenburg mit etwa 1665 Einwohnern war,³⁸ ließ Johann Jost Gischeit (III) im Jahre 1706 einen Fachwerkbau für die

Einhorn-Apotheke mit barocker Fassade errichten.³⁹ Hinter der Steinfassade des Erdgeschosses befindet sich noch ein Mauerwerk mit einer Nische, das aus der Renaissancezeit stammt.

An einem Balken des höher gelegenen Fachwerks sind noch die Initialen „H. G.“ zu erkennen, wobei „H.“ = Hans = Johann und „G.“ = Gischeit bedeutet. Die stilvolle Fassade der Miltenberger Apotheke (siehe Abb. 3) wurde, wahrscheinlich zu Anfang des 19. Jahrhunderts, verputzt und erst im Mai 1949 durch Apotheker Heinrich Tolktsdorf in ihrem ursprünglichen Zustand wieder hergestellt.

Die Miltenberger Apotheker im 18. Jahrhundert

Am 6. September 1709 verstarb Apotheker Johann Jost Gischeit (III).⁴⁰ Bereits ab 1708 führte Georg Gischeit (IV)⁴¹ die Apotheke. Er ersuchte 1711 um die Erneuerung des im Jahre 1701 von Kurfürst Lothar Franz erteilten Privilegs. Im Stammbaum „Gischeit“ wird er „Pharmacopola“ und „Senator“ genannt.⁴² Gischeit (IV) war dreimal verheiratet. In dritter Ehe wurde Sohn Johann Adam Joseph am 8. Oktober 1728 geboren. Georg Gischeit (IV) verstarb am 19. August 1730. Seine Witwe hatte vermutlich die Apotheke einige Jahre mit Verwaltern zu führen, bis dann Sohn Johann Adam Joseph Gischeit (V) in der Lage war, die Apotheke als Nachfolger zu übernehmen. Im Stammbaum „Gischeit“ wird auch er als „pharmacopola“ erwähnt. Gischeit (V) verstarb bereits am 30. Dezember 1756 im Alter von 28 Jahren.⁴³ Eine Verheiratung ist bisher nicht bekannt.

Im Jahre 1759 übernahm Apotheker Johann Ernst Werling aus Amorbach die Apotheke. Er wird ebenfalls als Ratsherr genannt.⁴⁴ Er wurde geboren am 22. Novem-

ber 1708 als Sohn des Apothekers und Ratsherrn Johann Georg Werling (Werlin) in Amorbach. Johann Ernst Werlins Tochter heiratete im Jahre 1775 Apotheker Franz Ignaz Mainino,⁴⁵ der nun die Miltenberger Apotheke führte. Er wurde geboren am 19. Mai 1743 als Sohn des aus Italien zugezogenen Kaspar Mainino und dessen zweiter Ehefrau Maria Anna Werlein (Werlin, Werling).

Noch im laufenden Jahre (1784) bewarb sich der Mainzer Apotheker Ignaz Thyri. Er beabsichtigte zunächst, die Apotheke um 10.000 Gulden zu kaufen, doch übernahm er diese dann als Pacht gegen Zahlung einer jährlichen Summe von 300 Gulden in der Zeit von 1784 bis 1798.⁴⁶

Der neue Inhaber Anton Blau,⁴⁷ ab 1798, führte die Apotheke offensichtlich zunächst nicht selbst, sondern verpachtete diese vermutlich an Johann Andreas Dietz aus Frankfurt, bis am 30. Oktober 1804 der Inhaber Anton Blau die Leitung der Apotheke selbst übernahm.⁴⁸

Mit dem Ende des Kurfürstentums Mainz kam Miltenberg im Jahre 1803 an das Fürstentum Leininger, bereits 1806 zum Großherzogtum Baden und am 8. September 1810 zum Großherzogtum Hessen; am 1. Juli 1816 wurde Stadt und Amt Miltenberg vom Königreich Bayern übernommen.⁴⁹

Anmerkungen

¹ Hans Dadder: Das Apothekenwesen in der Stadt und Erzstift Mainz. Mit der Mainzer Medizinalordnung und großen Apothekertaxe von 1618. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie 2) Frankfurt am Main 1961, 38–41.

² Hans Dadder [wie Anm. 1] S. 35–41. Die erste reichsgesetzliche Bestimmung über den Verkehr mit Giften erschien unter Kaiser Karl V. in der „Constitutio Criminalis“, die vom Reichstag in Regensburg am 27. Juli 1532 verabschiedet und verkündet wurde. Artikel 134 behandelte die Tötung durch Gift mit Arznei durch den

- Arzt. Dieser bot die Grundlage für die entsprechenden Landesbestimmungen über den Gifthandel. Siehe Hermann, Conrad: Deutsche Rechtsgeschichte, Band II. Karlsruhe 1966, 412f.
- ³ Alfred Lutz: Der verschollene frühsalernitanische „Antidotarius magnus“ in einer Basler Handschrift aus dem 12. Jahrhundert und das „Antidotarium Nicolai“. In: Initialen aus dem „Liber antidotarius magnus“. Hrsg. Von der Hageba AG, Basel 1979, 21–48.
 - ⁴ Hans Dadder, [wie Anm. 1] S.39: Eine Eidesleistung wird hier nicht erwähnt.
 - ⁵ Stadttarchiv Miltenberg (im folgenden StaMi.); ferner Clemens Stoll: Die Apotheken am bayrischen Untermain. Eine pharmaziehistorische Dokumentation vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende der Personalkonzession 1949. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, mit einem Geleitwort von Fritz Krafft, herausgegeben von Stoll. Stuttgart (2000) 16, Anm. 93.
 - ⁶ Karlheinz Bartels: Apotheker-Dienstbriefe. In: Peter Dilg (Hrsg.): Perspektiven der Pharmaziegeschichte. Festschrift für Rudolf Schmitt zum 65. Geburtstag, Graz 1983, 1–12.
 - ⁷ Stoll [wie Anm. 5]
 - ⁸ Stoll [wie Anm. 5]
 - ⁹ StaMi: Gerichtsbuch 1611–1618, 21. 6. 1617.
 - ¹⁰ StaMi: [wie Anm. 14] bis 9. 6. 1618.
 - ¹¹ StaMi: Gerichtsbuch 1618–1633, 6. 3. 1619
 - ¹² StaMi: [wie Anm. 11] 6. 3. 1619
 - ¹³ Stoll [wie Anm. 5] 15–16; ferner Dadder [wie Anm. 1] 205.
 - ¹⁴ StaMi: Kontraktbuch 4. Juli 1633; ferner, Stoll [wie Anm. 5] 321.
 - ¹⁵ StaMi Kontraktbuch, 8. 5. 1657, Randbemerkung.
 - ¹⁶ StaMi: Stammbaum Giseit nach Rudolf Vierengel: „Nikolaus G. von Amorbach“.
 - ¹⁷ StaMi: Gerichtsbuch 1611–1618/19.
 - ¹⁸ StaMi: [wie Anm. 16]
 - ¹⁹ StaMi: [wie Anm. 16]
 - ²⁰ StaMi: [wie Anm. 16]
 - ²¹ StaMi: Kontraktbuch; ferner M[ichael] Joseph Wirth: Chronik der Stadt Miltenberg 1890, Nachdruck Neustadt (Aisch): Schmidt 1987, 380.
 - ²² StaMi: Stadtrechnung 1670; ferner Stammbaum Giseit. [wie Anm. 16]
 - ²³ StaMi: Kontraktbuch; ferner Wirth [wie Anm. 21] 380.
 - ²⁴ StaMi: Stadtrechnung, 16. 9. 1682
 - ²⁵ Ute Rausch: Das Medizinal- und Apothekenwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und des Großherzogtums Hessen unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Starkenburg. (Quellen- und Studien zur hessischen Geschichte, 33) Darmstadt/Marburg 1978.
 - ²⁶ StaMi: Kontraktbuch 1689–1699, 8. 5. 1699.
 - ²⁷ StaMi: [wie Anm. 26] 17. 7. 1699.
 - ²⁸ StaMi: Kontraktbuch vom 9. 1. 1658; ferner Wärbuch 1699, Lagerbücher 1646ff., Seite 153.
 - ²⁹ Wilhelm Otto Keller: Miltenberg am Ende des 17. Jahrhunderts. In: Festschrift zur 300-Jahrfeier des Johannes-Butzbach-Gymnasiums Miltenberg. Miltenberg 2001, 85.
 - ³⁰ Siehe Leo Just und Helmut Mathy: Die Universität Mainz. Grundlagen ihrer Geschichte. Mainz (1965) 25.
 - ³¹ „Freyheitsbrief vor den Apotheker in Miltenberg“. Original bei Familie Karl Enk, Miltenberg.
 - ³² Bayrisches Staatsarchiv Würzburg, Reg.Abl. 1943/45, 6445 – Miltenberg 1. August 1701, Kopie des Freiheitsbriefes, Abschrift vom 18. September 1811.
 - ³³ Rechtschreibung und Interpunktion sind dem Original entsprechend beibehalten worden; siehe auch Wirth [wie Anm. 26] 380 f.
 - ³⁴ Über die Gründung dieser Apotheke liegen keine Angaben vor; siehe Jutta

- Sommer, 450 Jahre Ratsapotheke. In: Deutsche Apotheker Zeitung, 141 (2001), 138–139; Rausch, [wie Anm. 30] 173–177.
- ³⁵ Wirth [wie Anm. 21] 381; ferner Joachim Telle (Hrsg.): Pharmazie und der gemeine Mann: Hausarznei und Apotheke in der frühen Neuzeit. 2. Aufl. Weinheim 1988, 81 (Abbildung Nr. 59); auch Stoll [wie Anm. 5] 323.
 - ³⁶ Stoll [wie Anm. 5] 341, Anm. 137.
 - ³⁷ StaMi: Stammbaum Giseit nach Rudolf Vierengel.
 - ³⁸ Keller [wie Anm. 29] 84.
 - ³⁹ StaMi. Akte Vierengel; ferner Vergleich zur Löwenapotheke in Aschaffenburg siehe Stoll [wie Anm. 5] 139.
 - ⁴⁰ StaMi: Stammbaum [wie Anm. 16]
 - ⁴¹ StaMi: Stammbaum [wie Anm. 16]
 - ⁴² StaMi: Stammbaum [wie Anm. 16]
 - ⁴³ StaMi: Stammbaum [wie Anm. 16]
 - ⁴⁴ Norbert Schmitt: Amorbacher Familienbuch 1618–1913. Amorbach 1998, 262, Nr. 3637 a.
 - ⁴⁵ Schmitt [wie Anm. 44] 165, Nr. 2266 b.
 - ⁴⁶ BStAW, MPA 1853 und 1249; ferner Dadder [Anm. 4] 116.
 - ⁴⁷ Dadder [wie Anm. 1] 55.
 - ⁴⁸ Miltenberger Intelligenzblatt vom 30. Oktober 1804.
 - ⁴⁹ Stoll [wie Anm. 5] 325.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Clemens Stoll
Schongauerstraße 5
63739 Aschaffenburg

Geschichte der Pharmazie

DAZ BEILAGE

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989 „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“.

Verantwortlich für den Inhalt:

Prof Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kultur-

geschichte in Heidelberg e.V., Friedrichstraße 3, 69117 Heidelberg, unter Mitarbeit von Prof. Dr. Christoph Friedrich, Marburg, und Dr. Frank Leinkugel, Mülheim. Redaktionelle Bearbeitung: Dr. Ingrid Hanke, Hassloch.

Redaktionsbeirat: Dr. K. H. Bartels, Lohr; Prof. Dr. P. Dilg, Marburg; Dr. J. Hermann, Duivendrecht, Niederlande; Dr. L. Leibrock-Plehn, Brackenheim; Dr. K. Meyer, Oelde; Dr. U. Meyer, Berlin.

Bei Einzelbezug jährlich 11,- € (zzgl. Porto).

Einzelheft 6,- € zzgl. Porto) (einschließlich der gesetzlichen Umsatzsteuer). Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrechts-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2002 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.

Printed in Germany. ISSN 0939-334X.

Dichterisches Lob und Wertschätzung der Pharmazie bei dem Leipziger Arzt Michael Barth (um 1530–1584).*

→ Von Gerhard Helmstaedter, Pulheim ←

Der Medizinprofessor und spätere Rektor der Universität Leipzig Michael Barth (um 1530–1584) aus Annaberg,¹ ist eher durch seine neulateinischen Dichtungen als durch medizinische Leistungen bekannt geworden. Zwei Passagen in seinen Gedichten befassen sich mit der Apotheke und Apothekern. Michael Barth gehörte seit der Universitätsreform von 1556 seiner Universität als Lehrender an, zunächst der Arteswissenschaft und dann der Medizin.² (Abb. 1) Die durch die freien Künste und deren vorherrschende Philologie geprägten Gelehrten versuchten in beiden Sparten zu glänzen.³ Erst spät zur Medizin gefunden, hat er zeitlebens der philosophischen Fakultät nahe gestanden und seine humanistische Bildung durch lateinische Prosa und Dichtkunst dargestellt.⁴

Bezeichnend für die von Melancthon und Camerarius d. Ä. geformte Universitätsidee war die humanistische Grundlage der klassischen Sprachen und der Rhetorik im Rahmen der artes liberales. An den Artistenfakultäten wurden nicht nur die Dichtkunst und öffentliche Rede gelehrt, sondern auch die Anfertigung von lateinischen Gebilden geübt. Der Lehrkörper ging mit gutem Beispiel voran, wie es sich in der feierlichen Eröffnung zu Semesteranfang mit einer professoralen Rede im klassischen Stil zeigte. Michael Barth hat einige dieser Inaugurationsreden gehalten.⁵

Der medizinischen Fakultät war er bis zu seinem Tod in Leipzig 1584 eine Stütze durch das unbedingte Eintreten für den Galenismus. Michael Barths Vorbild war der

englische Hofarzt und Freund des Lordkanzlers Sir Thomas More, der Galenübersetzer und Gründer des Royal College of Physicians in London, Thomas Linacre (um 1460–1524).⁶

Michael Barths Preisgedicht auf seine Heimatstadt Annaberg fällt noch in die Zeit vor dem Medizinstudium. Michael Barth erhoffte sich eine durch seinen Landesherrn Moritz von Sachsen als wohlmeinenden Gönner geförderte Dichterkarriere, die durch dessen Tod (1553) jedoch nicht verwirklicht werden konnte. Das 1557 bei dem bedeutenden Baseler Buchdrucker Johann Oporinus gedruckte Buch „Annaeberga. Libri tres“ enthält in der Widmungsepistel das Zugeständnis, dass sein Autor wieder an die Universität zurückkehren wolle.⁷

Entsprechend dem Stil der Zeit ist das Buch mit zahlreichen Vorreden und Beigaben versehen.⁸ Das eigentliche Gedicht in der gebundenen Rede der Hexameter auf 96 Seiten ist in drei Bücher einge-

teilt, deren erstes einen Rekurs auf vorangehende Würdigungen der Stadt Annaberg gibt, so von dem Annaberger Arzt Johannes Salius und von dem Humanisten Eobanus Hessus, um dann die Anlage der Stadt und die berühmte, 1525 vollendete Annenkirche, eine spätgotische Hallenkirche mit dem Bergaltar, zu beschreiben. Im zweiten Buch folgt die Darstellung der Entstehungsgeschichte der Stadt, die im Zusammenhang mit der Silbererzgewinnung am Fuße des Pöhlberges auf Geheiß des Landesfürsten Herzog Georg von Sachsen 1496 bauplanmäßig als kreisförmige Stadtanlage in Auftrag gegeben und nach Fertigstellung 1497 mit Privilegien ausgestattet worden war. Die Silbergewinnung brachte der Stadt großen Reichtum, der bis zur Mitte des kommenden Jahrhunderts anhielt.⁹ Zum Zeitpunkt des Stadtlobs durch Michael Barth waren die Vorkommen bereits erschöpft und der Niedergang bahnte sich an.

Im zweiten Buch finden sich die Beschreibungen des Marktplatzes und der größeren Gebäude innerhalb der sieben Tore umfassenden Stadtmauer, so das Rathaus mit Uhrturm, Münzanstalt, Brauerei, Bäder, Schule; hier findet sich auch ein Abschnitt über die Apotheke und ihren Nutzen für den Bürger¹⁰ (siehe Kasten).

Das Gedicht erwähnt allgemein einheimische und fremde Ausgangsstoffe für die einfachen und zusammengesetzten Arzneien zum innerlichen und äußeren Gebrauch, gibt Hinweise auf die Säftelehre und den arzneilichen Nutzen als zuführende oder ableitende Mittel. Die Stadt hat für die Einrichtung der Apotheke und die Ausstattung mit ausgebildeten Apothekern gesorgt. Der Passus „metalla tibi deerunt“ mag darauf verweisen, dass Barth der mit „Metallen“ arbeitenden Paracelsischen Medizin abhold war.¹¹

* Als Poster vorgestellt auf der Pharmaziehistorischen Biennale 2000, Leipzig, 12.–14. Mai 2000.



Abb. 1: Eingangsseite und Wappen zum Rektorat von Michael Barth (Anm. 2).

Apotheken sind seit Beginn des 16. Jahrhundert in Annaberg nachgewiesen. Rat und Schöffen der Stadt verliehen Privilegien zur Führung einer Apotheke in den Gewölben des Rathauses. Von 1536 bis 1567 betrieb Johann Rabeneck aus Bielefeld die Anna-berger Löwenapotheke am Marktplatz, nachdem er 1536 die Witwe seines Vorgängers ehelichte.¹² Von diesem Vorgänger, Apotheker

von Arzneimitteln zu enthalten. Der Apotheker hatte vertrauensvoll mit diesen zusammen zu arbeiten, er durfte stark wirkende Mittel nur in ihrer Gegenwart dispensieren und musste dem Arzt kundtun, wenn eine Arznei nicht vorrätig war. Ihm war es erlaubt, gebrannte Wässer zu verkaufen. Für die Preisstellung wurde eine Taxe verordnet, über die Buch zu führen war. Eine solche mag be-

Heinrich Mohr, sind das Apothekenprivileg des Rates und sein Revers vom 3. Februar 1533 erhalten.¹³ Danach sollte der Apotheker stets die einfachen und zusammengesetzten Arzneien, so guth er sie in merckten bekommen kan' frisch vorrätig halten. Das Privileg schützte ihn vor der Konkurrenz durch fahrende Händler, ausgenommen, in den Jarmarckten und alle Sonnabent' und befahl den Ärzten, sich der Herstellung und des Verkaufs

reits zum Zeitpunkt der Entstehung des Gedichts in handschriftlicher Form vorgelegen haben. Eine gedruckte Taxe, die sich an zeitgleiche anlehnt, wurde von der Stadt Annaberg am 17. Juni 1563 angeordnet.¹⁴ Sie enthält über tausend verschiedene Apothekerwaren (Abb. 2 und Tab. 1).

Die im Gedicht genannten Arzneiformen kehren in der Taxe wieder. Es ist anzunehmen, dass Michael Barth als angehender Arzt Taxen und Kompendien über die Arzneien, etwa das Antidotarium Nicolai oder das Dispensatorium des Valerius Cordus, kannte. Einen Überblick über die zumeist pflanzlichen Drogenteile und -zubereitungen konnte der Autor auch durch eigene Anschauung in der Leipziger Apotheke zum König Salomo¹⁵, die von Johannes Ralla¹⁶ und später von seinem Konsemeister Mauritius Steinmetz geführt wurde, gewinnen. Die medizinische Fakultät der Universität Leipzig hatte die Aufsicht über die Apotheken und legte deren Arzneischatz und Taxation fest.¹⁷ Michael Barth betont die Verbindung der Familien Ralla und Steinmetz in einem Gedicht zur Hochzeit des Universitätsprofessors Mauritius Steinmetz¹⁸ mit der Apo-

Pharmacopolion

*Continet haec etiam communes quasque tabernas,
Et longo tenet auctum Pharmacopolion usu.*

*Non hic simplicium non copia compositorum,
Non hic quas Oriens, quas educat Hesperus herbae,
Radices, flores, fructusque legumina, plantae,
Succi, semina, aquae, cum corticibusque liquores,
Et lachrymae, gummi, preciosaque, aromata centum
Ligna, metalla tibi deerunt: vix ulla petentem
Deficiunt, non quae gignit medicamina tellus,
Quae mare, quae certam fiunt confecta per artem,*

*Quis vel tercentum potis depellere morbos:
Sive intra corpus sumenda, cavosque meatus,
Sive adhibenda foris, seu propter utrumque colenda:
Seu coquere humores velis, aut educere coctos,
Robore seu corpus medicas augere per artes.
Quin etiam iustis hac sumptibus urbe foveantur,
Naturae arcanum docuit quos Phoebus Apollo,
Qui praestent populo veros medicaminis usus.*

Diese (Stadt) bietet für die Allgemeinheit alle Läden und enthält eine während ihres langen Bestehens gewachsene Apotheke.

Nicht die einfachen noch die Menge der zusammengesetzten (Arzneien), nicht was der Orient, nicht was das Abendland hervorbringt, Kräuter Wurzeln, Blüten und Früchte, Hülsenfrüchte, Pflanzen, Säfte, Samen, Wässer und Auszüge mitsamt den Rinden, und Harze, Gummen, Edelsteine und die vielen Aromata, Holze, [zwar] werden dir Metalle fehlen, [doch] kaum etwas mangelt dem Bittenden, nichts was an Medikamenten die Erde und das Meer hervorbringt, die durch kundigen Sachverstand bereitet werden und zahlreiche Krankheiten vertreiben können, mögen sie innerhalb des Körpers eingenommen und durchströmen oder mögen sie äußerlich angewandt oder für beides genommen werden; ganz gleich ob du die Säfte anregen oder das Verdaute abführen, den Körper mit medizinischen Künsten kräftigen und stärken willst. In dieser Stadt werden die mit angemessenem Lohn geförderten Phoebus Apollo das Geheimnis der Natur gelehrt hat und die dem Volke den rechten Gebrauch der Medikamente zeigen.

Tab. 1: Apothekentaxe der Stadt Annaberg vom 17. Juli 1563.

<p>Simplicia 336+314 einfache Arzneien</p>	<ol style="list-style-type: none"> 1. Schlechte unvermengte Ertzney (Rohwaren, 336 Positionen) 2. Radices/Wurtzeln (67) 3. Herbae/Kreutter (109) 4. Flores/Blumen (27) 5. Semina/Samen (80) 6. Pulveres/Puluer (22 gestoßene Drogen) 7. Farinae/Mehel unnd Kleihen (9)
<p>Composita 471 Rezepturarzneien</p>	<ol style="list-style-type: none"> 1. Aquae coctae/Gesotene Wasser (Gerstenwasser, Lackritzsaft, Honig) 2. Aquae distillatae/Gebrante Wasser (62 +34 rezeptfreie) 3. Aceta/Essig (Weinessig, Rosenessig, Meerzwiebeleessig) 4. Conservae/Eingemachte Blumen und Kreuter (16) 5. Rob Safft mit Zucker aber Honig gemacht (18) 6. Conditae/Eingemachte Wurtzeln Schalen unnd Fruechte (8) 7. Confectiones /Zucker Confect von Samen und Fruechten (12) 8. Syrupi/Syrup (40) 9. Lohon/Brust Latwergen (8) 10. Species/Species (36) 11. Tabulata/Kuechel (27) 12. Pillulae/Pillen (27) 13. Trocisci/Trocisken (21) 14. Sief/Augen Ertzneyen (2) 15. Suppositoria/Stuel Zeplen (simplicia/composita) 16. Clisteres/Clistir 17. Lenitiva/Linde purgirende Ertzney (9) 18. Purgantia/Purgierende Ertzney (21) 19. Confortantia/Stercklatwercken (6) 20. Antidoti/Preservatua (9) 21. Pinguedines/Schmaltz und fetz ((14) 22. Sepa/Unslet (2) 23. Olea aromatica /Wohlriechende Oehl von Gewuertz (12) 24. Olea composita/Oehle von Kreutern und andern Simplicien (44) 25. Unguenta/Salben (20) 26. Emplastra/Pflaster (14)

thekertochter Katharina Ralla. Konrad Gesner hat Barths Hochzeitsgedicht, „GAMHDION“ 1559 in seiner posthumen Ausgabe (1561) von Manuskripten des Valerius Cordus, dessen Aufzeichnungen er in Wittenberg und der Leipziger Apotheke vorgefunden hat, abgedruckt (Abb. 3).¹⁹

Hochzeitslied
des Michael Barth aus Annaberg
an Magister Mauritius Steinmetz,
den lieben Bräutigam zum Gruß
über dessen Braut,
die ehrbare Jungfrau Catharina
allerliebste Tochter des Herrn Johannes
Ralla, Apotheker und Bürger Leipzigs
Aufgegeben hatte ich neulich, ein unnützes
Gedicht abzufassen, und mich entschlossen,
erfolgreiche Lieder aufzugeben, veranlasst durch diese so verderbte Zeit,
in der heutzutage alle alles sind, und in der auf Grund einer gerechten Entscheidung
weder ein Dichter geehrt wird, noch für überaus große Mühe würdige
Belohnungen ausgehändigt werden, sondern nur Betrügereien und schlichte Unwissenheit herrschen, sogar Esel schlafen

den die Leier eines erbärmlichen Schicksals: Wenn es auch Vergnügen bereiten würde, irgendwann einmal feinsinnige Lieder auf der (Rohr-)Flöte zu spielen, hatte ich doch beschlossen, unsinnige Sitten und anstößige Lebensweise unordentlicher Menschen mit geziemender Satire zu geißeln oder mit beißendem Spottgedicht törichtem Sinn zu zerfetzen. Seit dir, Mauritius, zum ersten Mal in unserem erwähnenswerten Freundeskreise, die Ehe versprochen wurde, da zupfte mich Apollo von Grynum [Gryn(e)ion, Apollonheiligtum] an der Spitze des Ohres und erinnerte mich an die gebührende Freundschaftspflicht. Daher wünsche ich dir Glück zu einer Braut von vortrefflicher Schönheit, ein Mädchen auch von herausragendem Ansehen und hellem Verstand, das dir verbunden wird durch Vermählung und fester Liebe. Wenn du auch durch die liebende Hinwendung zu einer berühmten Familie angetrieben wirst, haben doch deine Heimats tadt als auch die Eltern das Mädchen hinreichend empfehlen können: Die ehrbare Mutter, der Vater, der die altherwürdigen Ärzte zu über treffen vermag durch geschicktes Zubereiten der Kräuterwurzeln, durch Sammeln der Blätter, Blüten und Früchte und

durch die Mischung der Heilmittel gegen heftig wütende Krankheiten. Was, warum verbindet diese, die Verschwägerten, dir durch einen Bund mit den Cordos? Die wahrhaft geistreichen Cordos, die der herrliche Apollo edle Künste gelehrt hat:



Abb. 2: Titel Annaberger Arzneitaxe.

Wer übertraf denn den Euricius in der ärztlichen Heilkunst? Übertagt ihn einer mit einem feinsinnigen Lied? Mäßigt euch ihr Deutschen und ebenso glaubt mir ihr Dichter, keiner von uns trägt besser als dieser Gedichte vor, kaum kommt ein Dichter mit einem ausdrucksvollen, Gedicht diesem gleich. dein hehrer Bilbilis [dichterisch Martial] oder dein Catull aus Verona.

Aber du, Valerius, der du von so vielen nicht genug gelobt wirst, Sohn eines herausragenden Vaters und unsterbliche Zierde der Deinen, hast Europa mit dem Glanz deines jugendlichen Ruhmes bekannt gemacht. Du pflegtest als junger Mann die Alten in den Pflanzen zu unterweisen, dir allein war die Wirksamkeit der Kräuter zur Hand gegeben. Nicht nur das Vaterland Deutschland bezeugt dies so sehr, sondern auch das gebildete Italien und jenes vor aller Welt berühmte Rom, in dem Musen dir Cordus, einen Grabhügel errichtet haben; rasches Dahinscheiden betrauern sie beständig, indem sie die Brust mit Fäusten schlagen und mit kurzen Unterbrechungen Seufzer ausstoßen und nicht aufhören, die Trauer in eine lange Ewigkeit auszudehnen. [...]

Hochzeitsgedichte oder sog. „Epithalamia“, waren ein beliebtes Objekt, Kunstfertigkeit im Verseschmieden zu zeigen. Auch von dieser Hochzeit kennt man einige Gedichte, so von dem Leipziger Professor für Poetik Gregor Bersmann, dessen Sechseiler allerdings allgemein Hochzeitliches enthält.²⁰ Michael Barths in Hexameter gefasste Hochzeitsrede dient in den hier wiedergegebenen Zeilen seiner Selbstdarstellung und zeigt seine Nähe zu den Größen des wissenschaftlichen Umfeldes. Weitere Verse, über die Hälfte des Gedichtes, enthalten Artigkeiten an das Brautpaar mit klassischen Bezügen.

Er preist die Familie der Ehefrau, ihren Vater Johannes Ralla (Dünwald) und die Familie, dessen Schwester Kunigunde²¹, die den berühmten Wissenschaftler und Humanisten Euricius Cordus²² geheiratet hatte. Deren Sohn Valerius Cordus (1515–1544) war zu seiner Zeit als Botaniker und als Herausgeber eines Arzneibuchs bekannt, das posthum unter dem

Γ Α Μ Η Ι Ο Ν MICHAELIS BARTH ANNAEBERGENSIS AD M. MAVRICIUM STEINMETZ SPONSVM AMICVM S. S. DE sponsa eius Virgine honestiss. Catharina filia opt. uiri Ioan. Rallæ pharmacopolæ & ciuis Lipsici.

DESTER AM nuper componere inutile carmen,
Decreramq; animo steriles relinquare Musas,
Hoc tam corrupto commotus tempore, quo nunc
Omnia sunt omnes, quo nec discrimine iusto
Vllus honoratur uates, neq; præmia cuiquam
Pro quamvis magno redduntur digna labore.
Sed fraudes tantum et crassa ignorantia regnant,
Ac cytharas pulsant miserrande fortis æfelli:
Aut calamos si quando leues tractare liberet,
Decreram infanos mores uitamq; pudendam
Iniustorum hominum Satyra uexare decenti,
Aut acri stultas Epigrammate pungere mentes.

Donec sunt promissa tibi connubia primum
MAVRICI nostros inter memorande sodales,
Hic mihi summam auriem uellit Gryneus Apollo,
Admonuitq; et amicitie officijq; decentis.

Gratulor ergo tibi præstanti corpore sponsam,
Et fama egregia, et præclara mente puellam,
Que tibi connubio et stabili sociatur amore,
Quam tibi, si clari generis moueris amore,
Et patria, et poterunt sat commendare parentes:
Mater honesta, pater prius superare Cræteus
Qui quæat, herbarum radices arte secando,
Et folia, et flores, ac fructus inde legendo,
Miscendo et leues contra medicamina morbos.
Quid quod ea affines iungit tibi federe CORDOS?
Cordatos uerè CORDOS, quos pulcer Apollo
Ingenuos omnes docuit scilicet artes:

Ecquis enim EVRICIO medica præstabat in arte?
Dulcifono qui namq; superabat carmine cunctos
Parcite Germani, et pariter mihi credite uates,
Hoc melius nemo ex uobis Epigrammata lufit,
Arguto uix hunc æquauit carmine uates.
Bilbilis alta tuus, tuus aut Verona Catullus.

Attu à tam multis non sat laudate VALERII
Tu patris egregij et decus immortalæ tuorum
Europam implèsti iuuenilis laudis honore,
Tu iuuenis scribis sùpces monstrare solebas,
Herbarum tibi erat subiecta potentia soli.
Patria testatur non hoc Germania tantum,
Sed doctæ Ausonia, et terrarum illa inclita Roma,
In qua CORDE tibi tumultum struxere Camæne,
Et celeres obtus, tuendos pectora pugnis
Assidue plangunt, crebra et suspiria uersant,
Nec cessant longum luctus extendere in æuum.

Illam crastina lux torret uel tertia scòbre,
Depascens, pulcrasq; genas, floremq; decorum.
Ergo bono fragili stultum ergo est fidere formæ,
Stultum auro, aut sola sibi nobilitate placere.

Inde licet forma tua sit CATHARINA decenti,
Sit diues satis, atq; bonis maioribus orta,
Non tamen hæc animum tibi permouere, puellæ
Sed cantatus bonos, et pulcræ gloria famæ.

Ipsa etiam integre uite et præconia laudis
Admirata tue, studium admirata medendi, et
Spèlisme ingenium rebus celestibus aptum,
Ejje tua et dici uoluit, meruitq; uolendo.

Quos igitur uirtus, non luno pronuba iungit,
Quos Deus omnipotens primæui nobilis autor
Coniungit, stabili sociari iustis amore,
His bona cunctis omnes, his omnia fausta precemur:

Turturibus ceu perpetua est concordia castis,
Sic sine lûe torum teneat concordia uostrum.

Tertius et dignus patre tali et fratre PHILIPVS
Præter Apollineas herbas, studiumq; paternum
Impiger ingenium miras intendit in artes,
Quarum ope adiuuenit uaria organa, carus ob illud
Principibus multum ipse uiris iam coeperat esse,
Inuida sed ceptum, nobis mors semper iniqua,
Interrupit opus, morientem uidimus illum,
Nec dudum exanimum sepeliuit Lipsia corpus.

Præterea AVGVSTI tacitus præconia CORDI,
Illius doctusq; manus, animumq; sagacem,
Quis nil Parthæsis, nil concessurus Apelli,
AVGVSTI pingit dum principis ora, uidetur.
Hos CATHARINA uiros iungit tibi federe iuncta.

Sed non ista tuam mentem mouere, nec est nunc
Illorum usq; adeo dulcis tibi mentio fortè.
Sed magis eximias dotes, frontemq; pudicam
Respexi, et teneram ætatem, moresq; puellæ:
Que quod honestatem à primis exercuit annis,
Quodq; ætate graues coluit, fouitq; parentes,
Quod uenerata Deum pietatis femina rectè
Imbibit, hoc fecit tua pectora sancta telum.
Nec tua in hoc ratio neq; mentis feruor aberrat,
Nam neq; diuitie, aut clarorum splendor auorum,
Nec tam forma decens quæquam effecere beatum,
Quam si casta domi, et sceleris si pura sit uxor,
Æterno deuota Deo obseruantq; marito.
Cætera quæ uulgus stupet atq; ingentia ducit,
Hæc per sepe malis largè concessa uidemus,
Flexa, caduca, boni pulcro uix nomine digna,
In quibus haud quicquam sapiens fiducia ponit.
Non libet exemplis uti prius, siue nouis sit.
Cernimus assidue ueteri à uirtute parentum
Natos deficere, in lepores transire leones,
Ex aquilis molles fieri imbellesq; columbas,
Obuia sunt etiam et notissima nomina eorum,
Qui è Crassus tri exiguu sunt tempore facti,
Quiq; ob diuitias scelera in peruerfa ruentes,
Degenerem egerunt, et agunt hoc tempore uitam,
Nec uerò ullius est plus decantata puellæ
Tyndaridis quam forma decens, uerum illius ergo
Læsa fides thalami, prostratum nobile regnum,
Tota decennali sudauit Græcia bello,
Raptori exitio fuit hæc raptæq; Lacæne.
Vid quod tam facili hanc morbus populatur et etas?
VI hos in pratis primo spectabilis ortu,
Mox uisus fugiente die languetq; caditq;
Sic hodie forma quam ceu florere uidemus.

Vtq; foci si quando tuus tetrapharmaca miscet,
Resinam atq; picem fundit, tumidq; decenter,
Excipit hinc adipem et cera, atq; ex quatuor istis
Commixtis præstat medicamen nobile et unum:
Sic anime uestræ binæ, sic corpora bina
Coniugio commixta sacro, iungantur in unum,
Vna caro fiant, mens una, una inde resultet,
Nec secum pugnant nec dispart corde uoluntas.
In qua uiuacis superetis secula cerui,
Felicesq; simul plantetis Adonidis hortos,
Oscula libantes toties dulcissima uobis,
Coniungunt Paphie quoties sua rostra columbæ,
Deniq; in amplexus sic uertite brachia uestra,
Ut uarijs hedere circumdant flexibus ulmos,
Nec signes sterili confumite tempora uena,
Sed date maturos domui solatia sætus,
Qui pedibus mox calcantes uelutq; uestra,
Et facie refrant nobis et mente parentes.

Hæc rata confirmet nutu Deus ipse benigno
Omnipotens, thalami certissimus autor honesti,
Immensus qui cuncta gubernat trinus et unus.

FINIS.

Abb. 3: Original des Hochzeitgedichtes von M. Barth.

Titel „Pharmacorum omnium quae quidem in usu sunt, conficiendorum ratio, vulgo vocant Dispensatorium Pharmacopolarum.“ 1546 in Nürnberg erschien.²³ Cordus, der in Leipzig und Wittenberg akademische Grade erwarb und sich auch um den Arzneigarten seines Onkels kümmerte²⁴, starb in Italien im jugendlichen Alter von 29 Jahren,²⁵ was in der „res publica literaria“ allgemein Betroffenheit auslöste.

Dies geht auch aus den Beigaben zur Herausgabe seiner Werke durch den Arzt und Naturforscher Konrad Gesner hervor, der selbst in Widmungsvorreden an das Medizinische Kolleg der Wittenberger Universität und zu Ehren des ein Jahr zuvor verstorbenen Leipziger Apothekers Ralla für die Aufbewahrung der Schriften des Valerius Cordus dankt.²⁶ Rühmende Worte finden in diesem Werk Georg Agricola (1430–1555, er widmete Kurfürst Moritz von Sachsen 1550 seine grundlegende Schrift über das Bergwesen und war zeitweilig Stadtarzt in Joachimsthal) in einem Brief an Wolfgang Meurer, Universitätsprofessor in Leipzig, wie auch die Ärzte Andreas Ellinger, Johannes Crato und der Apotheker und freie Schriftsteller Hermann Walter Ryff, der den Dioscurides mit seinen und Cordus' Anmerkungen wiederaufgelegt hat.²⁷

Michael Barth erwähnt Euricius und Valerius Cordus (neben Pietro Andrea Matthioli und Leonhart Fuchs) im Autorenverzeichnis seines 1570 erschienenen Kommentars zu Vergils *Bucolica*, den er als eine Propädeutik über pharmakobotanische Kenntnisse anlegte.²⁸ Das Stichwort „in molli consedimus herba“ („wir sitzen zusammen auf weichen Kräutern“) in der dritten Eclogie zitiert und erläutert Theophrasts Klassifizierung des Pflanzenreiches in Bäume, Sträucher, Halbsträucher und Kräuter. Zu etwa fünfzig

von Vergil in den Hirtengesängen erwähnten Pflanzen schrieb Michael Barth einen pharmakognostischen Kommentar.²⁹ Die hier edierten Texte vermitteln einen Einblick in den Universitätsbetrieb Leipzigs und seinen humanistischen Bildungsanspruch und machen zugleich das Bestreben der Apotheker anschaulich, im akademischen Umfeld und mehr noch als angesehene Bürger ihrer Stadt eine Rolle zu spielen. Zudem bemühten sich die Apotheker seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zunehmend, die Arzneibereitung auf einen wissenschaftlich-normierten Qualitätsstandard zu bringen. In seinen Gedichten, welche das Pharmazeutische zum Inhalt, nicht zum Ziel haben, wünscht sich Michael Barth einen Apothekerstand, der sich durch Ordnungssinn und Kenntnisreichtum auszeichnet und zum rechten Gebrauch der Arzneien anleitet.

Für sachdienliche Quellen bin ich der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, dem Erzgebirgsmuseum Annaberg-Buchholz und dem Archiv des Govi-Verlags, Eschborn verbunden. Ich danke für philologische Hilfe zu den Barth'schen Gedichten den Herren Dr. Heinz Erich Stiene, Akad. Rat, und Heinz Zerwas, OStR., beide Köln.

Anmerkungen

¹ Michael Barth, (ca.1530 Annaberg – 1584 Leipzig), Studium an der Artistenfakultät Leipzig, Mitglied des Lehrkörpers, Medizinstudium ab 1558 und 1570 Professor in der medizinischen Fakultät, mehrmals Dekan, Vizekanzler und Rektor; poetische und fachliche Veröffentlichungen. Vgl. Christian Wilhelm Kestner: *Medicinisches Gelehrten-Lexicon*. Jena 1740. (Nachdruck Hildesheim u. New York, S. 84; Walther Killy (Hrsg.): *Literaturlexikon*. München 1988. Bd. 1, S. 325; Bibliographie: Deutscher Gesamtkatalog. Berlin 1938. Bd. 12, col. 39/40; VD 16, B 496–504

² Georg Erler (Hrsg.): *Die Matrikel der Universität Leipzig*. Bd. 2. Leipzig 1897, S.737–750: Die Promotionen von 1409–1559. Teil IV: Die philosophische Fakultät, SS 1555–WS 1558; zum Rektorat: Georg Erler (Hrsg.): *Die Jünge-*

ren Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809. Leipzig 1909, S. XVI: WS 1575, Rector Michael Barth, mit Beschreibung seines Wappens vor dem Verzeichnis der Immatrikulationen. Ms. S. 333: „Michael Barth Annaebergensis, Philosophiae et Medicinae Doctor et Professor Publicus Ducalis Collegii maioris Collega, et eodem tempore praepositus Rector Universitatis Lipsiensis.“

³ Eine frühe Erwähnung von M. Barth bei Paul Jenisch: *Annaebergae Misnia urbis historia*. Dresden 1605: „Lib. Primus, Cap. xxiv, Quos urbs viros claros dederit., bl. 71^v Michael Barth Medicinae Doctor eius sunt libri, Panegyricon unus, Symmicton unus, Annaebergae. libri tres heroico carmine contexti, Oratio Lipsiae habita, Hodeporicon Saxonicum, Disticha., In Bucolica Virgilii commentarius.“

⁴ Georg Ellinger: *Die neulateinische Lyrik Deutschlands in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*. Berlin und Leipzig 1929. S. 257.

⁵ Karl Schottenloher: *Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts*. Münster 1953. Nr.128,155,187: Michael Barth berichtet in der Vorrede eines 1558 veröffentlichten Panegyrikons über Vergil, der Rektor Joachim Camerarius d. Ä. habe den Brauch der Deklamation in Leipzig eingeführt.

⁶ Michael Barth: *Oratio de Thoma Linacro Britanno conscripta et habita in Academia Lipsica*. Leipzig 1560; s. Gerhard Helmstaedt: *Der Lobpreis englischen Denkens in einer Leipziger Universitätsrede von 1560*. In: Hermann Boverter u. Uwe Baumann (Hrsg.): *Europa: Wiege des Humanismus und der Reformation*. Frankfurt am Main 1997. S. 316–320.

⁷ Karl Schottenloher: [wie Anm.5] Nr. 128: „Er habe vor sechs Jahren 1551 die Universität aus Mangel an Mitteln verlassen und nach einer würdigen Beschäftigung Ausschau gehalten. Er habe die Arbeit 1556 begonnen und nach fünf Monaten sei sie fertig gewesen.“

⁸ Wilhelm Hammer: *Die Melanchthonforschung im Wandel der Jahrhunderte*. Bd. 3. Gütersloh 1981. S. 84: 1557B A139a Barth Michael: *Annaebergae*.

⁹ Manfred Riesche, (Hrsg.): *Festschrift zum 500-jährigen Jubiläum der Gründung der Stadt Annaberg 1496–1996*. Annaberg-Buchholz 1996, S. 7–22.

¹⁰ Michael Barth: *Annaebergae. Libri tres, quibus continentur urbis Annaebergae in Misnio descriptio, ortus et positus. Conscripti versibus a Michaelae Barth. Basiliae per Ioannem Oporinum 1557. Liber secundus, pag.54; das dritte Buch beschreibt die außerhalb der Stadt liegenden Anwesen mit Hos-*

- piz, Friedhof und das Bergwerk „Himmlich Heere“, mit einer Aus-
führung über subterrestrische Struk-
turen.
- ¹¹ Wilhelm Kühlmann u. Joachim Telle (Hrsg.): *Der Frühparacelsismus*. Erster Teil. (Corpus Paracelsisticum, Bd. 1). Tübingen 2001, S. 621–623: Barths Schriftwechsel mit dem Annaberger Paracelsisten Christoph Pithopoeius.
 - ¹² Harms zum Spreckel u. Richard Bretschneider: Beiträge zur Geschichte der Annaberger Löwenapotheke. Annaberg 1930, S. 19f.
 - ¹³ Harms zum Spreckel u. Richard Bretschneider [wie Anm.12] S. 43–45.
 - ¹⁴ Apotheken Tax der Stadt Anneberg / und wuerderung aller Ertzneyen / so in der Apotheken alda verkaufft werden [...] Annaberg 1563. In Harms zum Spreckel u. Richard Bretschneider [wie Anm. 12], S. 61, im Anhang Manuldruck 31 Bl. auch als Nachdruck im Auftrag der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. Hrsg. Fritz Ferchl, Mittenwald [1930].
 - ¹⁵ N.N.: *Pharmazeutische Zeitung* 42 (1897), 62: Zum 200jährigen Wohnungsjubiläum: „Die Salomonis-Apotheke war 1523 im Besitz der Apotheker Michael Hoffmann und Johannes Wenkheim, dessen Witwe [Kunigunde] Johann Ralla genannt Dünnewald am 16. Juni 1531 heiratete. Dieser starb 1560 und die Apotheke kam an den Ehemann seiner Tochter Katharine, den Licentiaten Mauritius Steinmetz, der 1584 starb. Die Witwe [Katharina Steinmetz] verpachtete darauf die Apotheke für drei Jahre, um sie dann bis zu ihrem Tod 1605 selbst zu übernehmen, worauf sie von Dr. Johannes Steinmetz, Professor der Medizin, bis 1607 verwaltet und dann verkauft wurde“.
 - ¹⁶ Wolfgang-Hagen Hein u. Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): *Deutsche Apotheker-Biographie*. Bd. 2. Stuttgart 1987, S. 511.
 - ¹⁷ Karl Sudhoff: Die medizinische Fakultät zu Leipzig. Leipzig 1909, S. 171: Fakultätsstatut von 1543, Kap.23 Pharmacopolia.
 - ¹⁸ Mauritius Steinmetz (1529–1584), Professor der Mathematik und Mitglied des fürstlichen Kollegiums, zweimal Dekan, Lizentiat der Medizin, Bürger und Apotheker. In: G. Erler (wie Anm. 2] Bd. 2, S. 699. Verfasser eines Mathematiklehrbuchs „Arithmetica praecepta“, Leipzig Johannes Rhamba 1568¹, 1575². 1580 wurde Moritz Steinmetz Präfekt des „hortus medicus“ der medizinischen Fakultät, des ältesten botanischen Gartens in Deutschland, der von Johannes Ralla angelegt worden war. Vgl. Konrad Gesner [wie Anm.19] Pars „De Hortis Germaniae“, bl. 289: „Apud Miseno Lipsiae Ioan[nes]. Rallae pharmacopolae hortus est copiosissimus.“.
 - ¹⁹ Konrad Gesner: „In hoc Volumine continentur Valerii Cordi Simesusij Annotationes in Pedacij Discoridis Anaxerbei de Medica materia libros V“. Straßburg 1561. Das Hochzeitsgedicht von Michael Barth befindet sich am Schluss des Bandes.
 - ²⁰ Georg Erler [wie Anm. 2]; Gregor Bersmann 1537–1611, SS 1556 imm. M. Barth Dekan; Janus Gruterus: „Delitiae Poetarum Germanorum“, Frankfurt 1612. S. 479: Gregor Bersmann „In nuptias Mauricio Steinmetz et Catharinae Ralla“.
 - ²¹ Georg Edmund Dann: Neuere Ergebnisse der Cordus-Forschung. In: *Deutsche Apotheker Zeitung* 108 (1968) 1154–1157, 1192–1196, 1249–1252.
 - ²² Konrad Gesner: [wie Anm.19] druckt Hinweise aus seiner „bibliotheca“ ab: „Euricius Cordus Simesusius, natione Germanus, Valerii pater, utraque lingua doctus, Marpurgi medicinam professus est; et rem herbariam non parum adiuvit: Botanologicum eius, Theriaca et Alexipharmaca Nicandri, Epigrammata quoque scripsit.“ Siehe auch: Kestner [wie Anm.1], S. 218f.
 - ²³ Karl Heinz Bartels: Schlag nach bei Brockhaus? Die Ausgaben des „Dispensatorium des Valerius Cordus. In: *Geschichte der Pharmazie* 43 (1991) S. 20–27.
 - ²⁴ Heinz Röhrich: Valerius Cordus Beziehungen zu botanischen Gärten in Deutschland. In: *Acta Congressus Internationalis Historiae Pharmaciae Bremae* 1975. Stuttgart 1978, S. 187
 - ²⁵ Kestner [wie Anm.1], 219
 - ²⁶ Konrad Gesner: [wie Anm.19]: Widmungsvorrede „Inclito et spectabili Collegio medicorum in illustri Academia Witebergensi“ und an den Apotheker Ralla erinnernd „Con.Gesnerus magnae spei iuveni N. Ioannis Rallae Pharmacopolae Lipsensis foelicis memoria“.
 - ²⁷ Zu Walter Ryff: Kestner [wie Anm. 1], 714. S. auch dessen „Confect Buechlein und Hauß Apotek“. Frankfurt 1544 (Nachdruck Leipzig 1983). Der kaiserliche Leibarzt Johannes Crato, der in Wittenberg und Leipzig studierte, ist Herausgeber ärztlicher Korrespondenz: „Consiliorum et epistolarum medicinalium libri VII“. Frankfurt 1589: darunter auch die erwähnten Streitbriefe Michael Barths gegen den Paracelsisten Christoph Pithopaeus. Zu Andreas Ellinger s. Gerhard Helmstaedter: Die Bewahrung der Gesundheit in der ärztlichen Kunst der Neuzeit. In: *Der Deutsche Apotheker* 45 (1993), 18–22
 - ²⁸ Michael Barth: In Pub[lii]Virgilii Maronis. *Bucolica Commentarij*. Leipzig 1570: Epist.[ola] dedic[atoria]: „cum viderem plantarum et eorum quae ad plantas spectant explicationes atque nomina, [...] omnia, quae de plantarum rationibus, considerationibus, et facultatibus Medici contemplantur atque tradunt.“
 - ²⁹ Michael Barth: [wie Anm.27]: „Sequimur autem doctrinam Theophrasti: Planta igitur sive stirpes sub se complectitur, arborem, fruticem, suffruticem, et herbam“. S. auch: Gerhard Helmstaedter: *Virgil's Pastoral and Medical Knowledge on Plants in Commentaries of the 16th Century*. (Unveröffentlichter Vortrag, gehalten auf dem FIP-Kongress, Jerusalem, September 1996).

Anschrift des Verfassers:
Dr. rer. nat. Gerhard Helmstaedter
An der Wasserkaul 10
D-50259 Pulheim/Sinthern

Verfälschter Safran und wurmige Pomeranzenschalen

Ein Streit zwischen Apotheker und heilkundigem Pfarrer aus dem Jahr 1678*

→ Von Larissa Leibrock-Plehn, Brackenheim ←

„Ein jeder Idiot verlangt ein Arzt zu seyn,
Ein Priester, Jude, Mönch, und was nur sonst den Schein.
Vom alten Weibe hat. Ein Kauffmann, Gerber, Bauer,
Ein Becker, Pferde-Schmidt, ein jeder loser Lauer,
Ja selbst der Hencker auch, die Säugamm, der Soldat,
Und wer nur ansonsten wo ein Apotheckchen hat.“¹

In drastischen Worten geißelt dieser zeitgenössische Spottvers das blühende Quacksalber(un)wesen der frühen Neuzeit.² Während akademisch geschulte Ärzte nur für einen kleinen Teil der Bevölkerung – meist Adlige und wohlhabende Bürger – zur Verfügung standen, war der Großteil der Patienten auf „preisgünstigere“ Bader und Barbierchirurgen angewiesen. Darüber hinaus existierte sowohl auf dem Lande als auch in der Stadt ein medikales Subsystem von Heilerinnen und Heilern, dessen Spektrum so unterschiedliche Berufsgruppen wie Pfarrer, Kräuterweiblein, Gewürzkrämer und Totengräber umfasste.³ Obschon diese „Empirici“ manchmal keinerlei fachliche Ausbildung besaßen, stellten sie für die akademischen Ärzte eine ernsthafte Konkurrenz dar. So verwundert es nicht, dass sich die zeitgenössischen Juristen und Mediziner heftig gegen die unqualifizierten Heiler zur Wehr setzten, sie als „Stümper“ und „Quacksalber“ beschimpften und ihnen jeglichen

Heilerfolg absprachen.⁴ Im Vordergrund der Auseinandersetzungen standen meist eher finanzielle als fachliche Interessen. Nicht selten schien der therapeutische Erfolg den „Unbefugten“ recht zu geben, zumal auch die akademischen Ärzte trotz aller Gelehrsamkeit oft nicht in der Lage waren, die Mehrzahl der Kranken zu heilen. So erfreuten sich die Laienheiler in allen Bevölkerungsschichten großen Zulaufs. Durch eine wachsende Zahl von Medizinalordnungen versuchte die Obrigkeit im 17. Jahrhundert, die „offiziellen“ Ärzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen von der bunten Schar der Unbefugten abzugrenzen.⁵ Dass die Grenzen zwischen professioneller und unprofessioneller Heilkunde, zwischen „befugten“ und „unbefugten“ Ärzten nicht immer eindeutig zu ziehen war, zeigt der Fall des Pfarrers Johann Sigmund Kersten (1637–1684), der im Jahre 1670 ins württembergische Haberschlacht gelangte. Zuvor hatte er bereits ein aufregendes Leben hinter sich, das ihn in mehrere Länder geführt und mit vielfältigen Wissensgebieten vertraut gemacht hatte. Johann Kersten wurde am 24. Juni 1637, also mitten in den Wirren des 30-jährigen Krieges, in Schwä-

bisch Hall als Sohn katholischer Eltern geboren. Seine Familie – der Vater diente als Armeezeugmeister beim kaiserlichen Heer – zog bald mit den Truppen nach Österreich.⁶ Nach dem Besuch der Lateinschule in Graz wurde der Knabe ins Franziskanerkloster geschickt. Hier erwarb er erste Kenntnisse auf dem Gebiet der Medizin, die ihn offenbar lebhaft interessierte. Schon mit 15 Jahren ging er nach Padua, um – wie er später schrieb – die „dasselbst florierende Kräuter- und Anatomikunst“ zu studieren. Ausgedehnte Reisen führten Johann Kersten später durch weite Teile Osteuropas (u. a. Kärnten, Steiermark, Kroatien, Ungarn, Polen, Schlesien, Böhmen und Mähren), wo er die „fürtrefflichen Bergwercke“ und anscheinend auch die Alchemie kennenlernte.⁷ 1656 trat er in ein ungarisches Franziskanerkloster ein. Da es dort keinen Arzt gab, erhielt er eine päpstliche Erlaubnis, die Medizin zu praktizieren. Neun Jahre verbrachte Kersten im Kloster, bis schließlich der Krieg gegen die Türken ausbrach und er als Feldprediger zum Heer gelangte. Beim Militär fehlte es wohl kaum an Gelegenheit, neben seinen seelsorgerlichen auch seine heilkundlichen Fähigkeiten einzubringen. Jedenfalls berichtete Kersten später, er habe damals „an unterschiedlich anatomierten Türken mehr Menschenfett beisammen gehabt als manchmal Schmalz im Hause vorhanden sei“.⁸ Vielleicht waren es die schrecklichen Erlebnisse des Krieges, die den Franziskanermönch schließlich veranlassten, seinem Leben eine andere Richtung zu geben. 1665 verließ er den Orden und wanderte zu Fuß nach Württemberg. Nach sechswöchiger Reise stellte er sich barfuß, in „schlechtem Kroatenhabit“ und mit einem Pusikan⁹ in der Hand beim Konsistorium (Oberkirchenrat) in Stuttgart vor und bat, im Tübinger

* Gewidmet Herrn Dr. Gerhard Affahl, dem verdienstvollen Erforscher der Geschichte des Zabergäus, zum 98. Geburtstag

Stift Theologie studieren zu dürfen. Der württembergische Herzog nahm sein Gesuch an.¹⁰ Noch im gleichen Jahr trat Kersten durch öffentliches Bekenntnis zum evangelischen Glauben über.¹¹ Schon im März 1666 legte er das theologische Examen ab. Wegen seiner Sprachkenntnisse schickte das Konsistorium ihn abermals für einige Monate auf Reisen, um die evangelischen Stände Ungarns zu unterstützen. Nach seiner Rückkehr im Juni 1667 wurde Kersten zunächst als Vikar in den Schwarzwald und dann als Diakon nach Knittlingen und berufen. Hier heiratete er Anna Euphrosina, die Tochter eines Tübinger Tuchscherers. 1670 wurde ihm die Pfarrei Haberschlacht übertragen.¹²

In Haberschlacht stieß Kersten auf eine ländliche Gemeinde, die noch an den verheerenden Folgen des 30-jährigen Krieges und einer Pestepidemie zu leiden hatte. Die meisten der 130 Einwohner waren verarmt.¹³ Bettelleute, sogar bettelnde Kinder, gehörten zur Tagesordnung.¹⁴ Da ein Arzt in der Umgebung fehlte, verwundert es nicht, dass sich die medizinischen Kenntnisse des neuen Pfarrers bald herum sprachen. Das Pfarrhaus – so lauteten später die Vorwürfe – war täglich voller Menschen, die Rat suchten und Medikamente abholten.¹⁵ Angesichts der geringen kirchlichen Besoldung stellten die Heilbehandlungen für Kersten vielleicht eine willkommene Aufbesserung seiner finanziellen Verhältnisse dar.¹⁶ Seine therapeutischen Erfolge müssen beachtlich gewesen sein. Im Laufe der Zeit kamen die Patienten nicht nur aus der näheren Umgebung, sondern auch aus weiter entfernten Orten, etwa aus dem nördlichen Schwarzwald oder aus der Pfalz. Angehörige hoher und niedriger Stände suchten bei Johann Kerster Hilfe.¹⁷ Sein Kirchenamt schien er dennoch nicht

zu vernachlässigen: Von seiner Beliebtheit in der Gemeinde zeugt nicht zuletzt die Tatsache, dass er selbst und seine Frau Anna Euphrosina in dreizehn Jahren 32-mal als Taufpaten bzw. Namensgeber für Täuflinge herangezogen wurden.¹⁸

Offenbar plagte Kersten trotzdem ein schlechtes Gewissen. Schon 1672 bat er nämlich das Konsistorium, ihm die Ausübung der Medizin offiziell zu erlauben. Die Anfrage löste bei den Konsistorialräten anscheinend eine gewisse Verlegenheit aus, denn anstelle einer schriftlichen Antwort ließen sie dem Haberschlachter Pfarrer durch einen „Spezial“¹⁹ mitteilen, er könne wie bisher in seiner Tätigkeit fortfahren, wolle er jedoch einen Beruf daraus machen, so müsse er vom Kirchendienst absehen.²⁰

Kerstens medizinische Praxis ging einige Jahre lang gut. Zwar existierte in der nahen Amtsstadt Brackenheim seit vielen Jahren eine Apotheke, doch gab es zunächst keine Beanstandungen.²¹ Marx Bauer, der Inhaber der Apotheke, hatte offenbar nichts gegen die Rezepte des Kirchenmannes einzuwenden, solange sie seinem Geschäft Gewinn brachten.²² In der ersten Zeit schickte der Haberschlachter Pfarrer seine Patienten zu Bauer in die Apotheke, um Simplicia zu kaufen, die er selbst weiterverarbeitete.

Den späteren Klageschriften ist zu entnehmen, dass die fruchtbare Zusammenarbeit nachließ, weil der Pfarrer mit der Qualität der gelieferten Arzneidrogen nicht mehr zufrieden war. Die Brackheimer Apotheke – so klagte Kersten – sei schlecht geführt, und anstatt die verordneten Simplicia gewissenhaft auszuhändigen, werde dort „ad libitu“ substituiert.²³

Kersten forderte seine Patienten dazu auf, die Medikamente in der Heilbronner Apotheke zu besorgen, so dass Marx Bauer um seine

wirtschaftliche Existenz zu fürchten begann. Die Situation spitzte sich im Jahre 1678 zu, als sich Doktor Johann Hellwag in Brackenheim niederließ. Obwohl der aus dem Nachbarort Güglingen stammende akademisch gebildete Arzt den Aufenthalt in Brackenheim lediglich als Zwischenstation betrachtete – eigentlich wartete er darauf, dass irgendwo ein Physikat frei werde – konnte er die Konkurrenz aus dem Haberschlachter Pfarrhaus nicht akzeptieren.²⁴

Am 16. Oktober 1678 sandte Marx Bauer, der Brackheimer Apotheker, ein Schreiben an den württembergischen Herzog, in dem er gegen Johann Kersten erbittert zu Felde zog: Dieser begnüge sich nicht mit seinem Kirchenamt und seiner Besoldung, sondern widme sich aus Gewinnsucht der Medizin. Anstatt Rezepte auszustellen, lasse Kersten die Patienten „10, 20 oder mehr simplicia exotica“ auf eigene Kosten kaufen und zu sich ins Pfarrhaus bringen „unter dem betrügerischen Vorgeben, als ob er ein sonderbarer Künstler were, und ihnen sonderbare Medicamenta darauf verfertigen wollte, welche Kunst er keinem Apotheker vertraut“. Die exotischen Simplicia mische der Pfarrer „nach Quacksalber Art“ mit Branntwein, Honig, Lattich, „Holdergesälzt“ und eigenen in Wald und Feld gesammelten Kräutern. „Und als etliche Leuth sich verwundert“, fuhr Bauer fort, „warumb sie so viel aus der Apotheck holen und so theuer bezahlen müssten, und er hingegen ihnen so wenig gebe, hat er [Kersten] geantwortet: er habe es geläutert“. In Wirklichkeit wisse der Pfarrer auf dem Gebiet der Arzneibereitung „nicht mehr als ein Lehrjunge, der vier Wochen in der Apotheke Kohlen zugetragen hat“. Um seinen Betrug zu vertuschen, schicke Kersten seine Patienten jetzt ausdrücklich in fremde Apo-

theken und lasse die Simplizia aus Heilbronn holen, so dass ihm – dem Brackensteiner Apotheker – der Ruin drohe. Unter Berufung auf die Verordnung vom 2. August 1675²⁵ schloss Marx Bauer seinen Brief mit der eindringlichen Bitte, die Behörde möge dem Pfarrer „sein unverantwortliches Practizieren und gelt begihriges Commerciieren gänzlich verbieten“.²⁶ Interessant erscheint Bauers Brief vor allem deshalb, weil er neben den zu erwartenden Vorwürfen – Gewinnsucht, fehlende Qualifikation, Betrugerei – auch Hinweise auf die heilkundliche Praxis des unbefugten Konkurrenten enthält: Kersten hatte sich ganz offensichtlich der Alchemie verschrieben, die er in Böhmen und Schlesien kennengelernt haben dürfte. Der Apotheker dagegen wusste mit der „Kunst der Läuterung“ anscheinend nichts anzufangen.²⁷ Kaum eine Woche später erhielten die herzoglichen Beamten in Stuttgart ein zweites Schreiben aus Brackenheim, diesmal von Doktor Hellweg unterzeichnet. Der Medicus beschwerte sich darin, dass in seiner Umgebung „neben Badern, Barbierern und dergleichen Gesinde“, die ungeachtet des behördlichen Verbots „continuiertlich stümpfen“, auch ein Pfarrer anzutreffen sei, der ihm ins Handwerk pfusche. Diesem Pfarrer sei es inzwischen gelungen, alle Patienten der Gegend an sich zu binden, wodurch er ihm – dem akademischen Arzt, der doch „mit großen Kosten gradum doctoralem und licentiam practicendi erlangen“ musste – gleichsam „das Brot vom Maul abschneide“.²⁸ Die Beamten waren offenbar nicht gewillt, ein rasches Urteil zu fällen. Obwohl die württembergische Apothekerordnung von 1675 die Ausübung der Medizin und die Arzneimittelabgabe durch Unbefugte – dazu zählten ausdrücklich die „leichtfertigen Kirchendiener“ – unter Strafe stellte, schien die

Behörde das Verdikt ungern auf Johann Kersten anzuwenden,²⁹ zumal sich die Heilerfolge des Pfarrers bis nach Stuttgart herumgesprochen haben dürften.³⁰ Die herzoglichen Beamten müssen überdies gewusst haben, dass Kersten schon 1672 beim Konsistorium eine medizinische Lizenz beantragt hatte.³¹ Die württembergische Apothekerordnung lehnte Ausnahmegenehmigungen für unqualifizierte Heiler nicht generell ab,³² und als Priester gehörte Kersten in jedem Falle zu den Akademikern. Der üblicherweise gegen „Pfuscher“ gerichtete Vorwurf, „empiricus“ zu sein, also keine akademische Bildung genossen zu haben, ließ sich auf ihn nicht anwenden.³³ Als einige Monate ohne Antwort vergangen waren, sandte Johann Hellweg eine zweite Schrift an den Herzog, in der er seine Vorwürfe gegen Kerstens medizinische Praxis wiederholte.³⁴ Nun wurde der Haberschlachter Pfarrer aufgefordert, sich selbst vor der Behörde zu verantworten. Im Mai 1679 schickte Johann Kersten endlich zwei umfangreiche Briefe nach Stuttgart, in denen er seine medizinisch-pharmazeutische Tätigkeit zu legitimieren suchte. Dabei berief er sich zunächst auf seine Biographie und seine religiöse Überzeugung: Schon von Jugend an hätte er sich für Medizin interessiert und im Kloster sowie auf Reisen umfassende Kenntnisse auf dem Gebiet der Heilkunde erlangt.³⁵ Die Triebfeder seiner Reisen sei sein steter Wunsch gewesen, sich „in der beliebten Medicin zu perfectionieren“, um auf diese Weise die „Wunderwerke der Natur“ und „die dem geschöpf eingeschriebene Göttliche Allmacht“ zu begreifen.³⁶ So habe er sich auch dem „Studio Medico-Chymico-Galenico“ gewidmet. Seine „Kunst“ sei die zweckmäßige Art des Rezeptierens und die richtige Herstellung von Tinkturen, Spiri-

tus, Extrakten, Elixieren, Aquae und Arcana, wobei er sich der „besten“ Autoren bediene: Mynsicht, Quercetanus, Fernel, Senner, Hartmann und Poterius.³⁷ Branntwein benutze er zu Elixieren und Tinkturen, Honig zur Herstellung einer Art türkischen Scherbet-Getränks oder Hydromel, Wacholdergesälz für Aqua vitae Juniperinae Horstii, Theriaca Germanorum Theophrasti.³⁸ Letzteres behalte er stets im Hause für seine „Zuhörer und Arme, so den Theriac zu bezahlen nicht vermögen“. Hinsichtlich seiner Rezepturen könne ihm der Brackensteiner Apotheker nichts vormachen, er getraue sich „noch im laboriren Marx Bauer in die Schul zu führen“.³⁹ Kersten betonte, dass es ursprünglich nicht seine Absicht gewesen war, im Pfarrhaus zu kurieren. Er sei vielmehr von armen, dürftigen Patienten der Umgebung immer wieder darum gebeten und von seinen Kollegen dazu ermutigt worden.⁴⁰ Die Kritik, er handele aus Gewinnsucht, sei ungerechtfertigt: Er hätte im Gegenteil viel Geld verloren, weil er „an Medizin den Leuten zuviel hinausgegeben und geborgt, die hernach teils undankbar gewesen, teils durch die Kriegsangelegenheiten verarmt“. Was ihm in den vergangenen fünf Jahren von „dankbaren und meist adeligen Personen zur Recompens verehrt worden“, verwende er für einen Hausbau.⁴¹ Johann Kersten begnügte sich keineswegs damit, seine im christlichen Glauben verwurzelte Motivation und medizinische Befähigung nachzuweisen. Vielmehr richtete er nun seinerseits schwere Vorwürfe an den akademischen Arzt Hellweg und an Marx Bauer, den Apotheker. Kersten erklärte, zunächst sei sein Verhältnis zu Bauer recht gut gewesen. Dieser hätte ihm sogar Neujaresheschenke gebracht und überall herumgezählt „wie nützlich und ein-

träglich ich [Kersten] ihm sei“. Dann aber sei ihm die schlechte Führung der Apotheke aufgefallen: „Mit der Zeit aber wurde ich gewahr, dass es in der Apotheke wunderseltzamb durcheinander gieng: kein gesell war da: der Jung konnte nichts Lateinisch [...] gleichwohlen in abwesen= und kranckheit des Apothekers, dispensierte bald der Jung, bald die Frau die recepten, also vielmahlen quid pro quo, in dem sie es besser nicht verstanden“. ⁴² Ausführlich erläuterte Kersten die mangelhaften hygienischen Verhältnisse und die Verstöße des Apothekers gegen das Substitutionsverbot: „Da man bißweilen nach einem oder anderen stück fragte, so war es gleichwohl nicht da, sondern er [der Apotheker] substituierte pro libitu ein anders. Es mangelte bald hier bald dort: ietzt war kein Myrrhen da, dann kein Anißsamen; manchmahlen ist die China, Scorzoneria außgegangen [...] In Zittwerwurtz, Cappern Rinden, Pomerantzen= Citronenschalen hatten die lebendigen würmer ihr Kurtzweil; der garten saffran [war] mit dem guten vermischt; die Senesblätter waren nicht recht außgelesen, und die Alexandrinischen mit den welschen adulteriert [...] also mussten erst heuer die Schlehenblüt Pfirsichblüt sein, mirabili metamorphosi!“ ⁴³

Die aus der Brackheimer Apotheke geholten Komposita fanden nicht größeren Anklang als die Simplizia. Der heilkundige Pfarrer kritisierte, eine vom Apotheker hergestellte Arznei gegen Gicht ⁴⁴ sei schon am nächsten Tag trotz Aufbewahrung in der Kälte sauer und unbrauchbar geworden, und anstelle von „spiritus vitrioli“ hätte ein Patient „rußige, stinkende Geister“ erhalten. Überhaupt müssten die Kunden bei Marx Bauer statt 15 Minuten oft drei bis vier Stunden auf ihre Medikamente warten. Aus diesem Grunde sei er – Kersten – dazu

übergegangen, seine Patienten in andere Apotheken zu schicken bzw. die Medikamente selbst herzustellen. Obwohl er „keineswegs Böses mit Bösem vergelten“ wolle, treffe ihn der Vorwurf, ein „Quacksalber“ und „Stümpfer“ zu sein, zutiefst. Zuletzt griff Kersten den Apotheker ganz persönlich an: „Was gewinnt Marx Bauer mit seinem Saturnischen furiengesicht? Der zum reden gantz unverdrossen, dem man die wort gleichsamb abkaufen muß: iedermann fürcht ihn, dieweil er nur immer kollert, murr, knurret wie ein welscher hahn!“ ⁴⁵

In seiner Beweisführung – der redgewandte Prediger ist unschwer zu erkennen – gelingt es Kersten geschickt, die Schwachpunkte der Brackheimer Apotheke herauszustellen: die Arzneimittelabgabe durch Lehrjunge und Ehefrau entsprach ebenso wenig den Vorschriften wie das eigenmächtige „Quid pro quo“. ⁴⁶ Der Apotheker hatte die Pflicht, Arzneidrogen sauber aufzubewahren, verdorbene Ware wegzuworfen und nichts zu verfälschen. ⁴⁷ Bei begründeten Zweifeln an der Qualität der Medikamente konnte der Arzt vom Besuch einer bestimmten Apotheke abraten. ⁴⁸ Im Übrigen beweist insbesondere das letzte Zitat, in dem Kersten das barsche Auftreten von Marx Bauer angreift, welche Bedeutung der persönlichen Erscheinung des Apothekers zu allen Zeiten beigegeben wurde.

Trotz des ausführlichen, mit Vehemenz geführten Schriftwechsels sahen sich die württembergischen Beamten noch immer nicht genötigt, im Falle Kersten eine Entscheidung zu treffen. Wiederum vergingen mehrere Monate ohne Antwort. Am 22. März 1680 meldete sich Apotheker Marx Bauer erneut zu Wort. Inzwischen hatte wohl eine Visitation seiner Apotheke stattgefunden, denn Bauer erklärte, die Klagen gegen

ihn hätten offiziell „den Stich nicht gehalten“. Wieder warf er dem Pfarrer Betrug vor. Dabei versäumte er es nicht, die Beamten auf den Umstand hinzuweisen, dass Johann Kersten vom Verkauf seiner Medikamente „weder Steuer noch Zoll“ abführe. ⁴⁹

Nun befassten sich die Hofmedici Salomon Reisel und Johann Georg Gmelin mit der Angelegenheit. ⁵⁰ Deren Entscheidungsfreude war offenbar größer als die der herzoglichen Beamten: Schon nach einer Woche kamen sie zu dem Schluss, Johann Kersten seine ärztliche Betätigung und den Verkauf von Arzneimitteln zu untersagen. Es verwundert nicht, dass die Akademiker Reisel und Gmelin sich mit dem „befugten“ Arzt und Apotheker – Hellweg und Bauer – solidarisierten und ihr Urteil gegen den „unbefugten“ Pfarrer fällten. Ob schon Kerstens angefangenes Medizinstudium und seine religiöse Motivation zu berücksichtigen seien – so lautete die Urteilsbegründung – sei „dennoch gewiss, dass er in ein fremdes Amt ungerufen greift“. Unter Bezugnahme auf die Apothekerordnung von 1675 und ganz im Sinne des Protestantismus folgerten die beiden Hofärzte: „Gleichwie es im Ministerium [= Pfarramt] nicht leicht würde, dass ein Schriftgelehrter und beredter Jurist und Medicus auf die Cantzel steigen dürfte und die Sacramenta administrieren, so wenig stehet es einem Collegio medico zu, das Medicinieren eines Geistlichen zu gestatten.“ ⁵¹

Als das Verdikt aus Stuttgart den Haberschlechter Pfarrer erreichte, war dieser bereits ein kranker Mann. Schon 1678 hatte Kersten geschrieben, der Zulauf an Patienten sei ihm zu groß und seine Gesundheit dadurch angegriffen. Vier Jahre lang war er ans Krankenlager gebunden, ehe er am 20. März 1684 im Alter von 46 Jahren „nach lang ausgestandenen po-

dagrischen Schmerzen und anderen Leibesbeschwerden, letztlich unter erlittenen convulsionibus epilepticis“ starb.⁵²

Mag der Streit zwischen dem Apotheker Marx Bauer und dem Pfarrer Johann Kersten auch ein Einzelfall sein, so zeigt er doch in anschaulicher Weise, wie es im ausgehenden 17. Jahrhundert um die Gesundheitsversorgung der Bevölkerung im ländlichen Raum bestellt war: neben Barbierern, Badern und „etlichem Gesinde“ stand den Kranken diesfalls ein heilkundiger Pfarrer, ein Apotheker und am Ende sogar ein akademischer Arzt zur Verfügung. Die Patienten kümmerten sich wenig um obrigkeitliche Vorschriften, sondern wandten sich vor allem an den, von dem sie sich Heilung versprochen.

Anmerkungen und Literatur

¹ Zit. n. Wolfgang Eckart: „Medicus Politicus“ oder „Machiavellus Medicus“? Wechselwirkungen von Ideal und Realität des Arzttypus im 17. Jahrhundert. In: *Medizinhistorisches Journal* 19 (1984), 210–224, hier S. 218.

² Es handelt sich um die deutsche Übertragung eines im 17. Jh. in verschiedenen lateinischen Fassungen kursierenden Gedichts, das auf die salernitanische Lehrdichtung zurückgeht; vgl. Barbara Elkeles: *Medicus und Medikaster. Zum Konflikt zwischen akademischer und „empirischer“ Medizin im 17. und frühen 18. Jahrhundert*. In: *Medizinhistorisches Journal* 22 (1987), 197–211.

³ Vgl. hierzu Robert Jütte: Die medizinische Versorgung einer Stadtbevölkerung im 16. und 17. Jahrhundert am Beispiel der Reichsstadt Köln. In: *Medizinhistorisches Journal* 22 (1987), 173–184 sowie Rudolf Schenda: Der „gemeine Mann“ und sein medikales Verhalten im 16. und 17. Jahrhundert. In: *Pharmazie und der gemeine Mann*. Hrsg. v. Joachim Telle. Weinheim 1988, S. 9–20.

⁴ Der Frankfurter Stadtarzt und Jurist Ludwig von Hörnigk (1600–1667) listet in seiner 1648 erschienenen „*Politia medica*“ ein ganzes Alphabet „von allerhand betrüglichen/vermessenen/geltsüchtigen und unbefugten Aertzen“ auf, darunter „Alte Weiber/Beutelschneider/Crystallenseher/Dorff-

geistliche/“ bis hin zu „Unholden/Waldheintzen/Zigeuner“.

⁵ Vgl. hierzu Robert Jütte: *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit*. München 1991; ders.: *Geschichte der Alternativen Medizin*. München 1996; Christian Probst: *Fahrende Heiler und Heilmittelhändler*. Rosenheim 1992.

⁶ Die kaiserliche Artillerie hatte zu dieser Zeit in der freien Reichsstadt Schwäbisch Hall ihr Standquartier. Kersten's Vater begegnet später als Zeughauptmann in Graz und als Oberzeugwart einiger kroatischer Grenzhäuser; vgl. Gerhard Abfahl: Johann Sigmund Kersten, der Pfarrer und Arzt von Haberschlacht. In: Ders.: *Aus dem Zabergäu. Aufsätze aus der Zeitschrift des Zabergäuvereins 1954–1979*. Brackenheim [1979], 20–34, hier S. 20.

⁷ Vgl. Abfahl [wie Anm. 6], S. 21.

⁸ Zit. n. Abfahl [wie Anm. 6], 22.

⁹ Ungarische Streitaxt.

¹⁰ Die Aufnahme des ehemaligen Franziskanermönchs ins Tübinger Stift war offenbar nicht ungewöhnlich: „Es sind aber damals auch nicht wenige Konvertiten, meist frühere Mönche, Leute aus vieler Herren Ländern, in den württembergischen Kirchendienst aufgenommen worden. Das Bedürfnis nach geistlichen Kräften war eben groß...“. F. Fritz: Die württembergischen Pfarrer im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. In: *Blätter für württembergische Kirchengeschichte*. Hrsg. v. Julius Rauscher. Neue Folge. 33 (1929), 191–245, hier S. 193.

¹¹ Die Gründe seines Übertritts legte Kersten vor den Konsistorialräten ausführlich dar; vgl. Abfahl [wie Anm. 6], S. 22.

¹² Als Konvertit konnte Kersten kaum auf eine bedeutendere Pfarrstelle hoffen. Obwohl nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges viele Fremde in den württembergischen Kirchendienst übernommenen wurden, blieben die maßgebenden Stellen doch den Einheimischen vorbehalten; vgl. Fritz [wie Anm. 10], S. 201.

¹³ 1648 zählte das Dorf nur noch 10 Einwohner. Für den dramatischen Bevölkerungsrückgang waren die Kriegswirren sowie die Pest, die in den Jahren 1635 bis 1638 gewütet hatte, verantwortlich. Danach konnte sich der Ort während einiger Friedensjahre erholen. Die Zahl der Einwohner stieg langsam wieder an, begünstigt durch Einwanderer aus dem Züricher und Berner Gebiet. 1693 drangen infolge des Französischen Erbfolgekrieges französische Truppen ein, die das Dorf erneut verwüsteten; vgl. Gerhard Abfahl: Haberschlacht. In: Brackenheim. Heimatbuch der Stadt Brackenheim

und ihrer Stadtteile. Brackenheim. 1980, S. 327–355, hier S. 333–335.

¹⁴ Das Totenbuch verzeichnet für den Zeitraum zwischen 1670 und 1681 unter anderem folgende Einträge: „ein armes bettelkind auß der Landtgrafschaft Dannstatt gebürtig, eines abgedanckten Soldaten [...] Söhnlein“; ein „gewesener Seiffensieder von Niedern Hall [...], dem Allmosen nachziehndt“; „Heinrich Sauter Bürger allhier zu Löchgau so dem bettlen nachgieng“. Pfarrarchiv Haberschlacht, Totenregister 1659–1709.

¹⁵ Vgl. Schreiben des Apothekers Marx Bauer an Herzog Friedrich Carl vom 16.10.1678; Hauptstaatsarchiv [HStA] Stuttgart A 282, Bü 1321.

¹⁶ Die Pfarrbesoldungen in Alt-Württemberg galten allgemein als schlecht; vgl. Fritz [wie Anm. 10], S. 240.

¹⁷ Kersten schrieb später an den Herzog: „Eine große Anzahl Euer hochfürstlichen Durchlaucht Untertanen, hohe und niedrige, sowohl in der hochfürstlichen Residenzstadt Stuttgart als auf dem Lande gegessen haben mir armem Werkzeug Gottes nächst seiner Gnad das Leben und Gesundheit zu danken und erkennen noch mit dankbarem Gemüt die an ihnen erwiesenen redlichen und beständigen Dienste“; zit. n. Abfahl [Anm. 6], S. 27.

¹⁸ Pfarrarchiv Haberschlacht, Taufregister 1670–1683.

¹⁹ Oberster des Kirchenbezirks, heute: Dekan.

²⁰ Konsistorialprotokoll vom 20.11.1674; vgl. Abfahl [wie Anm. 6], S. 27.

²¹ Als württembergische Amtsstadt hatte Brackenheim, 3 Kilometer von Haberschlacht entfernt, eine zentrale Bedeutung für das umliegende Zabergäu. Die Apotheke wurde 1617 durch Johann Dietrich Dickhardt (gest. 1635) aus Butzbach in der Wetterau eröffnet – möglicherweise eine Konsequenz der Pestepidemie, die elf Jahre zuvor 630 Todesopfer gefordert hatte. Dickhardt's Nachfolger wurde Georg Hartmann (1605–1670). 1670 übernahm der aus Brackenheim gebürtige und begüterte Marx Bauer (1628–1685) die Leitung der Apotheke; vgl. Gerhard Abfahl: Die Geschichte der Apotheke in Brackenheim. In: *Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte* 2/H.4 (1954), 109–118. Vgl. hierzu auch Armin Wankmüller: Zur Geschichte der Apothekengründungen im 16./17. Jahrhundert. Der Einfluß des dreißigjährigen Krieges im Herzogtum Württemberg. In: *Pharmazeutische Zeitung* 87 (1951), 249–250.

²² Bevor Kersten in die Gegend kam, müssen die Apothekenumsätze eher schlecht gewesen sein; vgl. Abfahl [wie Anm. 21], S. 112.

- ²³ Schreiben von Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl vom 12. Mai 1679; HStA Stuttgart A 282, Bü 1321.
- ²⁴ Hellweg schrieb, er habe sich „in ermangelnder gelegenheit zu einem Physicat“ in Brackenheim niedergelassen, weil dort zum einen ein Arzt fehle („weilen etlich stund herum kein rechter Medicus“) und er zum andern seinem alten Vater nahe sein wollte. Er hegte indes die Hoffnung, bald in eine bessere Stellung wechseln zu können („biß etwan eine andere condition sich eraignen möchte“); Johann Friedrich Hellweg an Herzog Friedrich Carl vom 22. 10. 1678. HStA Stuttgart A 282, Bü 1321.
- ²⁵ Die württembergische Apothekerordnung von 1675 stellte die Ausübung der Medizin und den Arzneiverkauf durch Unbefugte unter Strafe: „Auch [...] Geltebügürge/ als da seynd Versuchärzte/ Künstler/ leichtfertige Kirchen- und Schuldienner [...] welche alle auß unmässiger Begürde/ grössern und betrüglichen Gewins halber[...] sich zu der Medicin dörfen schlagen/ beneben den Krancken nicht allein ihre unbeständige Medicamenta mit mercklichem nachtheil verkauffen/ sondern auch dieselbe gar verderben [...] Ist derowegen solchen heimlich und öffentlich zu practizieren verboten“; „Deß Hertzogthumbs Württemberg erneuerte Apotheker-Ordnung und Tax“. Stuttgart 1675, S. 11.
- ²⁶ Marx Bauer an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 15].
- ²⁷ Dies verwundert insofern, als die württembergische Apothekerordnung schon seit 1626 die Bücher alchemischer Autoren wie Quercetanus, Croll und Mynsicht offiziell zur Bereitung der Komposita empfahl; vgl. Stefan Rothfuß: Die Württembergischen Pharmakopöen des 18. Jahrhunderts. Nat. wiss. Diss. Tübingen 1997, S. 11 f.
- ²⁸ Johann Hellweg an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 24].
- ²⁹ Vgl. Anm. 25.
- ³⁰ Vgl. Anm. 17.
- ³¹ Seit der 1559 erlassenen Großen Kirchenordnung von Herzog Christoph unterstand das württembergische Medizinalwesen dem Konsistorium (Oberkirchenrat).
- ³² Den unbefugten Heilern wurde die medizinische Praxis untersagt, es sei denn „sie haben zuvor von der Obrigkeit oder Unsern Medicis deßhalbten Gewalt erlanget“; vgl. Apotecker Ordnung [wie Anm. 25], S. 11.
- ³³ Die gelehrten Ärzte gerieten häufig in Argumentationsschwierigkeiten, wenn sie die medizinische Tätigkeit von Geistlichen beurteilten. Die Ablehnung fiel meist erheblich anders und auch milder aus als bei den übrigen Laienheilern; vgl. Elkeles [wie Anm. 2], S. 202.
- ³⁴ Schreiben von Johann Friedrich Hellweg an Herzog Friedrich Carl vom 6. 2. 1679; HStA Stuttgart A 282, Bü 1321.
- ³⁵ Um seine medizinische Befähigung zu untermauern stellte Kersten heraus, er sei im Kloster von „privatis praeceptoribus/ so der Medicin zimblich kundig waren“ unterrichtet worden „in morborum signis, causis, differentiis, et curatione“. Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ³⁶ Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ³⁷ Die genannten Autoren zählen mehrheitlich zu den Paracelsisten: Adrian van Mynsicht (1603–1638), Verfasser des „Thesaurus et armamentarium medico-chymicum“; Joseph Duchesne (ca. 1544–1609), latinisiert Quercetanus; Johannes Hartmann (1592–1627), Verfasser der „Praxis chymiatrica“, sowie Jean Fernel (1497–1558). Zu Quercetanus vgl. DSB IV (1981), S. 208–210; zu Hartmann und Fernel vgl. Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Astrologisch-magische Theorie und Praxis in der Heilkunde der frühen Neuzeit. Stuttgart 1985, S. 88–89 sowie 113–116. Daniel Sennert (1572–1637), Professor der Medizin zu Wittenberg, nahm nun Partei für den Ödenismus. vgl. DSB XII (1981), S. 310–312.
- ³⁸ Unter „Hydromel“ ist eine wässrige Honiglösung zu verstehen. „Theriaca Germanorum“ begegnet 1681 in der „Pharmacopeia medico-chymica“ von Johann Schröder, der sich seinerseits auf Quercetanus bezieht. Die deutsche Übertragung lautet: „Wacholder-Honig/Teutscher Theriack. Man kochets mit Wasser/ trückt durch/ und machets dick. N Querc[etanus] macerirts und kochets mit Wein“, vgl. D. Johann Schröders trefflich-versehene Medicin-Chymische Apotheke. Bearb v. Friedrich Hoffmann. Nürnberg 1686, S. 954. Wacholderzubereitungen wurden schon im 16. Jh. vielfach empfohlen, u. a. bei Magenbeschwerden, Leibschmerzen, Husten, Pest, als Antidot und Diuretikum; vgl. Wolfgang Schneider: Lexikon zur Arzneimittelgeschichte. Bd. V/2: Pflanzliche Drogen. Frankfurt a. M. 1974, S. 214–216.
- ³⁹ Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ⁴⁰ „Da in einem großen Revier hierumb kein Medicus war, wurde ich auf Ersuchen vieler ehrlicher Leut und Zuspruch mancher Theologorum [...] genötigt, mich der Medizin zu unterfangen“; Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ⁴¹ Inzwischen waren zu dem Ehepaar drei Kinder hinzugekommen. Tatsächlich kann die Familie nicht reich ge-
- worden sein: Kersten's Witwe Anna Euphrosina wird 1704 im Brackheimer Armenregister erwähnt; vgl. Abfahl [wie Anm. 6], S. 33.
- ⁴² Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ⁴³ Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ⁴⁴ „Clareto Antipodagrico Laxativo“, Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ⁴⁵ Johann Kersten an Herzog Friedrich Carl [wie Anm. 23].
- ⁴⁶ Die Beschäftigung der Ehefrau wurde z. B. in der Überlinger Apothekerordnung von 1558 ausdrücklich verboten. Gegen die Substitution sprechen sich alle zeitgenössischen Apothekerordnungen aus, so auch die württembergische von 1675 [wie Anm. 25].
- ⁴⁷ Schon die Heilbronner Apothekerordnung von 1561 schrieb vor, dass die Apotheker „kainerley ding [...]das veraltet über die zeit [...] verkauffen oder in die recept vermischen sollen“; vgl. Armin Wankmüller: Eine Heilbronner Apothekerordnung des 16. Jahrhunderts. In: Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte II/4 (1954), 128–134.
- ⁴⁸ Vgl. Barbara Elkeles: Aussagen zu ärztlichen Leitwerten, Pflichten und Verhaltensweisen in berufsvorbereitender Literatur der frühen Neuzeit. Med. Diss. Hannover 1979, S.153–159.
- ⁴⁹ Schreiben von Marx Bauer an Herzog Friedrich Carl v. 22.3.1680; HStA Stuttgart A 282, Bü 1321.
- ⁵⁰ Vor seiner Berufung an den württembergischen Hof hatte der aus Schlesien stammende Salomon Reisel (1625–1701) in Straßburg Medizin studiert und an verschiedenen Orten praktiziert; vgl. Neues Württembergisches Dienerbuch. Bearb v. Walther Pfeilsticker. Bd.1. Stuttgart 1957, 336. Der württembergische Hof- und Leibmedikus Johann Georg Gmelin (1652–1705) zählte zur Stuttgarter Linie der Familie Gmelin; vgl. Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964, S. 477.
- ⁵¹ Schreiben von Salomon Reisel und Johann Georg Gmelin an Herzog Friedrich Carl vom 29.3.1680. HStA Stuttgart A 282, Bü 1321. Der Protestantismus betonte „Fleiß und Treue im irdischen Beruf“; vgl. Fritz [wie Anm. 10], S. 198.
- ⁵² Vgl. Abfahl [wie Anm. 6], S. 32.

Anschrift der Verfasserin:
Dr. Larissa Leibrock-Plehn
Gutenbergstr. 3
74336 Brackenheim

DGGP-Mitteilungen

→ Persönliches ←

Horst Rudolf Abe in Erfurt und die Pharmaziegeschichte

Am 12. Oktober 2002 beging der Wissenschaftshistoriker Horst Rudolf Abe in Erfurt seinen 75. Geburtstag. Dies soll Anlass sein, auf sein Wirken auch in der Pharmaziegeschichte hinzuweisen, da er als Pharmaziehistoriker einen außergewöhnlichen Lebensweg hat.

Der als Sohn des Kaufmanns Erich Abe und seiner Ehefrau Margarete geb. Köhler in Erfurt geborene Horst Rudolf Abe besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium „Zur Himmelspforte“, eine höhere Schule, die die Tradition der ehemaligen Porta coeli des Collegium Amplonianum der Universität Erfurt pflegte. Einberufung als Luftwaffenhelfer, Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft beeinträchtigten die schulische Bildung, so dass Abe erst im Juni 1947 die Reifeprüfung ablegen konnte. An der Philosophischen Fakultät in Jena studierte er Geschichte und Germanistik. Im Dezember 1951 legte er das Staatsexamen für das höhere Lehramt ab.

Anschließend fertigte er bei dem Historiker Friedrich Schneider (1887–1962) eine Dissertation zum Thema „Der Erfurter Humanismus und seine Zeit“ an, mit der er 1953 in Jena promoviert wurde. Abe wurde „Wissenschaftshistoriker“ zu einem Zeitpunkt, als dieser Begriff noch nicht in der heute gebräuchlichen Form existierte und von den meisten Universitätsprofessoren für Geschichte als ein Randgebiet betrachtet wurde. Er hatte das Glück, nach seinem Hochschulabschluss eine Arbeitsmöglichkeit zu finden, bei der er

seine Fähigkeiten und Neigungen in idealer Weise entwickeln konnte. Im Zuge der Veränderungen des Hochschul- und Gesundheitswesens der DDR wurde 1953 in Erfurt eine neue ärztliche Ausbildungsstätte, die Medizinische Akademie Erfurt, gegründet. Deren erster Rektor, der traditionsbewusste Anatom Egbert Schwarz (1890–1966), ein gebürtiger Balte, strebte für diese junge Einrichtung die Traditionsanknüpfung an die 1816 aufgelöste Universität Erfurt an.

Offensichtlich spielte der erst wenige Jahre vorher nach Erfurt gekommene Stadtarchivdirektor, der um die Thüringer Landesgeschichte verdiente Verwaltungsfachmann Fritz Wiegand (1895–1982), dabei eine wichtige Rolle. Dieser hatte den im Rahmen seiner Humanistenforschungen eifrigen und gründlichen Archivbenutzer Abe schätzen gelernt. Am 1. September 1955 wurde Abe von der Medizinischen Akademie Erfurt zunächst als freier wissenschaftlicher Mitarbeiter zur Erforschung der Geschichte der 1392 gegründeten Universität Erfurt verpflichtet und im Frühjahr 1956 erhielt er einen Lehrauftrag über diesen Gegenstand.

Im August 1956 erschien Heft 1 der „Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt (1392–1816)“ im Umfang von 69 Seiten, dessen wesentlicher Inhalt eine auch unter methodischen Gesichtspunkten aufschlussreiche Studie von Abe über „Die Frequenz der Universität Erfurt im Mittelalter“ war. Die Redaktion der Beiträge lag beim jeweiligen Rektor der Medizinischen Akademie sowie anfangs bei Fritz Wiegand und, vom ersten bis zum letzten nach der Wiedervereinigung erschienenen Band, der seit 1985 in „Beiträge

zur Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte“ umbenannten Schriftenreihe, bei Abe. Stand am Anfang die Universitätsgeschichte der älteren Zeit im Vordergrund, so nahmen die Beiträge zur Geschichte der Medizin und darüber hinaus des Gesundheitswesens einen immer breiteren Raum ein. Der Inhalt dieser Bände der Schriftenreihe muss, auch hinsichtlich methodischer Grundsätze, als wichtiger Beitrag zur Geschichte des Gesundheitswesens Thüringens angesehen werden.

Es konnte daher nicht ausbleiben, dass sich Abe auch mit Themen aus dem Bereich der Apotheken- und der Pharmaziegeschichte beschäftigte. Ausgehend von seinen Untersuchungen zum Erfurter Humanismus lieferte er Studien über Leonhard Fuchs und dessen Aufenthalt in Erfurt sowie über Valerius Cordus.

Nicht zuletzt auf Grund der lokalen Situation in Erfurt, auch hinsichtlich der Primärquellen, wurde die Beschäftigung mit Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837) der pharmaziehistorische Schwerpunkt seines Schaf-



Horst Rudolf Abe

fens. In einer Reihe von Detailstudien und Übersichtsarbeiten untersuchte Abe mit den entsprechenden Zeit- und Personenbezügen das Wirken dieses Apothekers, Gelehrten und Wegbereiters der pharmazeutischen Industrie mit den Auswirkungen bis in die Gegenwart.

Abe verdanken wir die Erschließung und Auswertung der Protokolle des Erfurter Apothekenkränzchens und seine Stellung im pharmazeutischen Vereinswesen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für die Einschätzung der Bedeutung des Trommsdorffschen Institutes (1795–1828) lieferte Abe die Auswertung der Aufzeichnungen über die Studierenden. Die Beschäftigung mit Trommsdorffs Betätigung als Industrieller führte dazu, dass Abe die Festschrift zum Jubiläum des 200-jährigen Bestehens der Trommsdorff GmbH & Co KG Arzneimittel in Aachen gemeinsam mit Wolfgang Götz sehr sachkundig verfasste. Für seine Verdienste als Trommsdorff-Forscher wurde Abe daher auch mit der Trommsdorff-Medaille ausgezeichnet. Pharmaziehistorische Bezüge finden sich auch in den Studien zur Geschichte der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt (1754–1945). Pharmaziegeschichtlich hervorhebenswert ist ferner seine Studie über „Die Pharmakologie in Erfurt und ihre historischen Vorläufer“ aus dem Jahre 1970.

Diese pharmaziehistorischen Aktivitäten von Abe waren eingebettet in die organisatorische Entwicklung der Medizin- bzw. Wissenschaftsgeschichte an der Medizinischen Akademie Erfurt. Dort konnte am 1. September 1960 eine Abteilung für Geschichte der Medizin eingerichtet werden, deren Leitung Abe übertragen wurde. Dies war, wie der Pathologe Harry Güthert (1912–1989) 1987 betonte, die erste medizinhistorische Ein-

richtung, die in der DDR gegründet wurde. Trotz seines wissenschaftshistorischen Engagements, als dessen Ergebnis gut dokumentierte Studien insbesondere in der Medizingeschichte erschienen, verlief seine akademische Karriere nur langsam. 1966 konnte sich Abe an der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock habilitieren, noch im gleichen Jahr erfolgte die Berufung zum ordentlichen Hochschuldozenten und zum 1. Januar 1968 wurde ihm definitiv die Leitung der Abteilung für Geschichte der Medizin an der Medizinischen Akademie in Erfurt übertragen. 1977 wurde Abe zum außerordentlichen Professor berufen.

Abe hat unter den schwierigen Verhältnissen des „realexistierenden Sozialismus“ ein funktionsfähiges medizin- bzw. wissenschaftshistorisches Institut aufgebaut, das wichtige Forschungsergebnisse vom Humanismus bis zum 20. Jahrhundert in einer beachtenswerten, periodisch erscheinenden Publikation vorlegte. Nicht zu verkennen ist, dass für Abe in seinen Forschungen die Geschichte der alten Universität Erfurt und die Entwicklung der wissenschaftlichen Institutionen in dieser thüringischen Stadt einen Schwerpunkt darstellte. Unter der historisch-kritischen Anleitung von Abe entstand eine Reihe von beachtenswerten Dissertationen zur Wissenschaftsgeschichte, insbesondere medizinischer Einrichtungen, in Thüringen.

Abe verstand es im Rahmen der Lokalgeschichte, wie schon bei seinen pharmaziehistorischen Studien, auch auf wissenschaftshistorische Zusammenhänge hinzuweisen. Die Bibliographie seiner Publikationen ist im Rahmen der schon erwähnten „Beiträge“ bis zum Ende von deren Erscheinen dokumentiert. Zu bedauern ist, dass für die spätere Zeit ein zusammenfassendes Verzeichnis fehlt.

Mit der Auflösung der Medizinischen Akademie Erfurt nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten erfolgte auch die „Abwicklung“ der Abteilung für Geschichte der Medizin, die die bisherige Grundlage für die Forschungsarbeit dieses Wissenschaftshistorikers, der sich auch schon auf Grund seiner dienstlichen Stellung als Medizinhistoriker betrachten konnte, darstellte. Nun mehr engagierte Abe sich in der reaktivierten Akademie für gemeinnützige Wissenschaften zu Erfurt, deren Senator er von 1990–1997 und deren Vizepräsident er von 1991–1995 war. Die Bedeutung Abes für die Geschichte Erfurts und die Thüringer Landesgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist nicht zu überschätzen und daher versteht es sich von selbst, dass er 1992 Ehrenmitglied des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde Erfurts wurde. 1995 erhielt er in Anerkennung seiner Forschungen und seines organisatorischen Talentes die Verdienstmedaille der Akademie für gemeinnützige Wissenschaften zu Erfurt. Es ist zu hoffen, dass Abe noch lange über seine vielseitigen Forschungsergebnisse, zu denen pharmaziehistorische Themen gehören, die auch unter historisch-methodischen Gesichtspunkten beachtenswert sind, berichten kann.

Manfred Stürzbecher

Dr. Carl Lüdtkke verstorben

Am 14. September 2002 verstarb im Alter von 90 Jahren der Apotheker und Lebensmittelchemiker Dr. Carl Lüdtkke. Lüdtkke, der am 29. Mai 1912 in Wismar geboren wurde, studierte an der Philipps-Universität Marburg Pharmazie und absolvierte seine Kandidatenzeit in Flensburg und Stralsund. Anschließend war er in verschiedenen Apotheken Deutschlands tätig. Nach dem Krieg, in dem er als Heeresapotheker in russische Gefangenschaft geriet, arbeitete Lüdtkke zunächst als Lebensmittelchemiker und ab 1948 in einer Apotheke in Bad Doberan. 1953 übernahm er die Leitung der staatlich verwalteten Bahnhofs-Apotheke Güstrow, die auf Grund seiner Initiative den Namen „Fritz-Reuter-Apotheke“ erhielt. Parallel dazu beschäftigte er sich intensiv mit der Geschichte der Pharmazie und wurde 1959 unter Leitung von Rudolph Zaunick mit der Dissertation zum Thema „Das Apothekenwesen in Mecklenburg von seinen Anfängen bis gegen 1630“ an der Universität Halle promoviert. Die Pharmaziegeschichte blieb von

nun an Lüdtkkes wichtigste „Nebenbeschäftigung“, eine große Anzahl von Publikationen, darunter auch das von ihm herausgegebene „Confect Büchlin und Hausz-Apotheck“ von Walther Hermann Ryff und zahlreiche Biographien mecklenburgischer Apotheker in der Deutschen Apotheker-Biographie belegen dies eindrucksvoll. Das von ihm geplante Biografikon mecklenburgischer Apotheker wurde leider nie gedruckt. Kurze Zeit war Lüdtkke als Kreisapotheker in Prignitz tätig, ehe er schließlich die Leitung der Apotheke in Bredin übernahm. Bis ins hohe Alter blieb Lüdtkke, der als Rentner wieder nach Wismar zurückkehrte, der Pharmaziegeschichte verbunden, und besuchte dank der neu gewonnenen Reisefreiheit pharmaziehistorische Kongresse im In- und Ausland. Carl Lüdtkke, der auch an der Universität Rostock Gesetzeskunde und Pharmaziegeschichte gelehrt hatte, galt als bester Kenner der mecklenburgischen Apothekengeschichte.

Ch. Friedrich

→ Dissertationen ←

Halle-Wittenberg

Im Fachbereich Pharmazie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg wurde zum Dr. rer. nat. promoviert:
Apothekerin Dipl. Pharm. **Katharina Albrecht** mit der Dissertation „Die Geschichte der Apotheken der Stadt Magdeburg von den Anfängen bis zum Jahre 2001“. Die Arbeit stand unter der Leitung von Dozent Dr. habil. Horst Remane von der Fachgruppe Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik.

Greifswald

In der Fakultät der Ernst-Moritz-Arndt-Universität wurde zum Dr. med. promoviert:
Tom Seidel mit der Dissertation „Johann Friedrich Laurer (1798–1873). Zu Leben und Werk eines Greifswalder Mediziners“. Die Arbeit, die das Leben eines aus dem Apothekerberuf hervorgegangen Mediziners und Botanikers beschreibt, stand unter der Leitung von Prof. Dr. Chistoph Friedrich.

Jahresregister 2002

Themen

Apotheker in Miltenberg 49
August Lucae 1
DGGP, Gründungszeit 13
Digitale Bibliothek 20
Emil van Hauth 23
Erinnerungsblatt, pharmazeutisches 9
Irland, Pharmazie 16
Landauer/Friede, Würzburger Apotheker-Dynastie 26
Michael Barth, Lob- und Wertschätzung der Pharmazie 57
Pharmazie in Irland 16
Streit zwischen Apotheker und heilkundigem Pfarrer 63

Sonstiges

Dissertationen 31, 71
Pharmaziehistorische Biennale in Karlsruhe 32

Autoren

Bodenbach 23
Finnerty Bowen 16
Helmstaedter 59
Krafft 9
Lauterbach 1
Leibrock-Plehn 63
Leimkugel 26
Stoll 49
Venschott 20

Winkler 13
Wulle 20

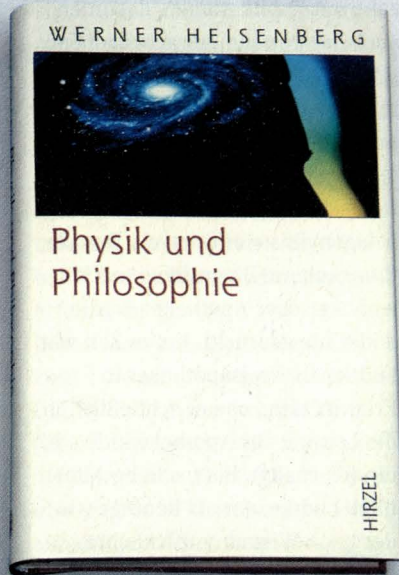
Auszeichnungen

Barleben, Heinz-Peter 30

Persönliches

Abe, Horst-Rudolf 69
Lüdtkke, Carl 69
Wittop Koning, Dirk Arnold 9

Klassiker.



Zum Weltbild der Physik

14. Auflage 2002. XXII, 472 S., Geb., mit Schutzumschlag. € 28,- [D]/sFr 44,80. ISBN 3-7776-1209-X

Physik und Philosophie

6. Auflage 2000. 288 S., Geb., mit Schutzumschlag. € 18,40 [D]/sFr 29,40. ISBN 3-7776-1024-0

Einführung in die Charakterkunde

18. Auflage 2000. 288 S., 2 Abb., 2 Tab., Geb., mit Schutzumschlag. € 18,40 [D]/sFr 29,40. ISBN 3-7776-1025-9

Wieso können wir die Welt erkennen?

2003. 372 S., 12 Abb., 10 Tab., Geb., mit Schutzumschlag. € 24,- [D]/sFr 38,40. ISBN 3-7776-1147-6

Evolutionäre Erkenntnistheorie

8., unveränderte Auflage 2002. XIV, 226 S., 12 Abb., 6 Tab., Geb., mit Schutzumschlag. € 19,80 [D]/sFr 31,70. ISBN 3-7776-1205-7

Bestellung: aus dem **HIRZEL** Verlag, Postfach 10 10 61, 70009 Stuttgart:

- ___ Expl. von Weizsäcker, **Zum Weltbild der Physik**. 14. Auflage 2002. Gebunden. € 28,- [D]/sFr 44,80.
- ___ Expl. Heisenberg, **Physik und Philosophie**. 6. Auflage 2000. Gebunden. € 18,40 [D]/sFr 29,40.
- ___ Expl. Künkel, **Einführung in die Charakterkunde**. 18. Auflage 2000. Gebunden. € 18,40 [D]/sFr 29,40.
- ___ Expl. Vollmer, **Wieso können wir die Welt erkennen?** 2003. Gebunden. € 24,- [D]/sFr 38,40.
- ___ Expl. Vollmer, **Evolutionäre Erkenntnistheorie**. 8., unveränderte Auflage 2002. Gebunden. € 19,80 [D]/sFr 31,70.

Name/Zuname _____ Kunden-Nummer _____

Firma/Institution _____

Straße _____

PLZ/Ort _____

Datum/Unterschrift _____

Sofortbestellung:

Telefon 07 11 25 82-342 (341),

Fax 07 11 25 82-290

Bestell Service: ... f r e e c a l l

0800 2990 000 mit Bandaufzeichnung.

Ferngespräche zum Nulltarif.

E-Mail: service@hirzel.de

Internet: www.hirzel.de

Vertrauens-Garantie: Ich bin darüber informiert, dass ich diese Bestellung binnen zwei Wochen, ab Zugang der Ware, durch schriftliche Erklärung gegenüber dem HIRZEL Verlag, Birkenwaldstraße 44, 70191 Stuttgart, widerrufen kann. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Datum _____ Unterschrift _____

Stand der Preise: 20.11.2002 dr/ergo

<http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/65009>

Stand der Preise: 20.11.2003 dr/ergo

HIRZEL

Stuttgart